

Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 3. Jahrgang, Winter 2008/2009

Junge aus bescheidenen Verhältnissen; ungeklärte Vaterschaft; Teenie-Mutter; Unterbringung des Kleinstkindes in einer Krippe bereits mit der Geburt; aufmüpfiges und eigensinniges Kind; beginnt schon früh eigene Wege zu gehen; begabt und gelehrig, aber zeitlebens mit dem Gesetz in Konflikt; kehrt als junger Erwachsener der Familie den Rücken, sammelt Gleichgesinnte um sich, gründet eine Gemeinschaft und versucht mit seinen Ideen die Gesellschaft zu unterwandern, bis er schließlich verhaftet und verurteilt wird. Kommt Ihnen das bekannt vor? Typisch männlicher Jugendlicher aus sozialschwachen, zerrüttenden Verhältnissen? Typisch Eltern, die sich nicht gekümmert haben oder schlicht überfordert waren? Oder doch eine zutreffende Beschreibung der „heiligen Familie“, der viele von uns gerade erst gegenüberstanden?

Auch wenn uns kaum etwas vom jesuanischen Familienleben überliefert ist, umso erstaunlicher ist es doch: Von den ungeklärten Familienverhältnissen bis hin zur Ratlosigkeit der Eltern bei den eigenwilligen Entscheidungen und Alleingängen des Heranwachsenden – „Familie sein“ war schon immer mit Problemen und Herausforderungen verbunden.

Familie – alles wie immer?

Ja und nein. Sicher war die Familie als Teil der Gesellschaft schon immer mit den verschiedenen Lebensbereichen, wie der Arbeitswelt, dem öffentlichen Leben, aber auch der Erziehung und Bildung konfrontiert. Auch prallten seit jeher die Vorstellungen und Werte der unterschiedlichen Generationen innerhalb der Familie aufeinander. Doch mit dem Wandel einer Gesellschaft wandeln sich auch die Anforderungen an ein gelingendes Familienleben.

Erziehung und Bildung finden heutzutage nicht mehr nur schwerpunktmäßig innerhalb der Familie statt, und so fragt man sich beispielsweise: „Unter drei schon aus dem Haus?“ oder: „wie familiengerecht sind Universitäten?“ Aber auch: „was leistet die Familie heute noch als Bildungsgemeinschaft?“ oder: „wo hat das Fernsehen mehr Einfluss als uns lieb ist und was kann man dage-

gen tun?“ Auch der Wandel des Rollenverständnisses nicht nur von Mutter und Vater, sondern auch von Mann und Frau verändert unseren Blickwinkel. Das vermeintlich starke Geschlecht rückt nicht nur immer stärker in das Zentrum des wissenschaftlichen Interesses, auch von Ratgeberseite her wird postuliert: „Kleine Jungs – große Not.“

ZFG – Alles wie immer?

Nicht nur die Gesellschaft und die Familie befinden sich in einem ständigen Wandel. Auch das Zentralinstitut für Ehe und Familie (ZFG) greift in seinen neuen Forschungsprojekten die vielfältigen Facetten insbesondere der sich verändernden familialen Lebensbedingungen auf. So beleuchten die in diesem Heft vorgestellten Forschungen aus dem Projekt „Religion und Familienkultur“ zum einen die Bedeutung von Ritualen für den Familienalltag und den familialen Sinnzusammenhang; zum anderen zeigen sie anhand von Interviews mit Müttern und Töchtern türkischer Migrantinnen den Wandel von Werthaltungen und daraus entstehende Generationenkonflikte.

Je nach Ausrichtung und Anschauung wird Sie das eine oder andere mehr oder weniger interessieren. Aber auch Meinungen sind wandelbar. In diesem Sinne viel Vergnügen beim Lesen!

Nikola Jentzsch

Psychologie, Soziologie, Pädagogik	2
Familienpolitik	4
Familie und Beruf	5
Kultur und Geschichte der Familie	7
Ratgeber & Broschüren	9
Sachbücher & Zeitschriften	13
ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“	15
ZFG-Forschungsprojekte	17
Neues aus dem ZFG	21
Impressum	23

Psychologie, Soziologie und Pädagogik

Nach der Familie ist vor der Familie

Reinhard Sieder: Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Sterlin. Klett-Cotta. Stuttgart 2008. 409 Seiten. 29,50 Euro.

Trennungen werden längst nicht mehr als ein Scheitern gesehen, das ein Leben lang betrauert werden muss, sie sind häufig Eröffnungen eines neuen Lebensabschnittes, den es zu gestalten gilt. Und was bedeutet das für die Kinder, wenn sie miterleben, wie sich die eine Familie auflöst, zwei neue entstehen und sich wieder wandeln?

Reinhard Sieder, Sozialhistoriker, Kulturwissenschaftler und Familiensoziologe an der Universität Wien, legt eine lesbare Mischung von Fallstudien und Analysen vor, ein anregendes Buch für alle, die sich um ein differenziertes Verständnis von Patchworkfamilien und anderen „binuklearen Familiensystemen“ bemühen.

Sieder präsentiert ganz unterschiedliche Trennungsgeschichten und entsprechend unterschiedliche Entwicklungen des Familienlebens nach der Trennung.

Offene, narrativ-biographische Interviews lassen den Erzählern die Freiheit, assoziativ und ausschweifend zu erzählen; ein derart offenes Erhebungsverfahren bietet, so Sieder, erstklassiges empirisches Material. Interviews mit den in einem Haushalt zusammenlebenden Personen sowie mit den Ex-Partnern, Kindern und Elternteilen, die in anderen Haushalten leben, solche zwei- oder mehrpolare, sich wandelnde soziale Systeme bilden einen Fall, sechs Fälle sind hier vorgestellt.

In den Aussagen finden sich vielfach auch Stereotypen und Vereinfachungen, die Erzählenden zitieren häufig Fragmente von religiösen, ethisch-moralischen, politischen oder wissenschaftlichen Diskursen. Für den Verfasser ist dabei interessant, wie die Erzähler „mit den und gegen die hegemonialen Diskurse (resp. die von ihnen ausgewählten und zitierten Diskursfragmente) erzählen“ (65). Die ausführlichen Ausschnitte aus den Interviews vermitteln einen lebendigen Einblick in die Trennungsgeschichten.

Viele Kinder wachsen in mehr als einem Familientyp auf; sie „erleben ihre Eltern synchron und diachron in

unterschiedlichen Haushalts- und Familienformen und in Intimbeziehungen mit verschiedenen Partnern“ (356). Viele Folgefamilien messen ihr Familienleben am Ideal der Erstfamilie und überfordern sich damit. Die Handlungen in den Folgefamilien werden häufig noch nach den Drehbüchern der Erstfamilie ausgeführt – die „alten Muster müssen auch *aktiv verlernt* werden, damit neue Kommunikationsweisen erfunden und gelernt werden können“ (213).

Sieder beschreibt den vergeblichen Versuch, den neuen Lebenspartner zum besseren oder rettenden Elternteil zu machen – denn der ist gewiss mit solch einem Eltern-Quereinstieg überfordert, und die Kinder werden ihn so auch nicht anerkennen. Erst recht nicht, wenn er schlecht über den abwesenden Elternteil redet oder ihn zu verdrängen versucht. Einzig das Bemühen um ein freundschaftliches, verlässliches Verhältnis zum Kind kann eine Beziehung wachsen lassen. Dies ist eines von vielen Beispielen, wie Sieder Kindern, Eltern und neuen Familienmitgliedern Abwehrkämpfe und Enttäuschungen ersparen will.

Nicht neu, aber lesbar sind die Überlegungen, weshalb es immer häufiger zu Trennungen kommt. Die Menschen sind reflexiver geworden und anspruchsvoller, sie halten es für selbstverständlich, das Leben und die Beziehungen nach eigenen Entwürfen zu gestalten und diese Entwürfe gegebenenfalls zu revidieren. Mit den Möglichkeiten wächst das Risiko: „Schon im Augenblick der Liebe wird die Möglichkeit der Trennung antizipiert.“ (360) Die sogenannte romantische Liebe verschwindet nicht, „doch wird sie öfter erlebt und öfter verloren“ (357). Und die Fähigkeit zur Trennung wird „eine neue Anforderung, gerade weil man sich mehr denn je nach Zugehörigkeit und Geborgenheit sehnt“ (356).

Bei all den Möglichkeiten und der immensen Wandlungsfähigkeit heutiger Familien ist zu fragen, was denn unter „Familie“ zu verstehen ist. Es sei bemerkenswert, wie flexibel Kinder und Erwachsene heute mit dem Begriff Familie umgehen, schreibt Sieder. In der Soziologie und Psychologie werde auch heute noch von „Stieffamilien“ gesprochen, dies belaste die Betroffenen mit alten Vorurteilen. „Und es schwächt den Optimismus, das Familienleben nach einer Trennung des Paares zufriedenstellend gestalten zu können.“ (50) Sieder hingegen will diesen Optimismus begründen und stärken.

Die neuen Familien können – ebenso wie die erste und zugleich ganz anders als diese – für die Kinder ein Ort der Sicherheit und Geborgenheit sein, dies ist die Grundaussage von Sieders Buch. Auch zwei Familien hintereinander oder nebeneinander können Heimat sein, wenn die Eltern gemeinsam das Wohl des Kindes wichtiger nehmen als ihre Uneinigkeiten.

Stefanie Haas

Tischrituale im Familienalltag aus pädagogisch-ethnographischer Perspektive

Kathrin Audehm: Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals. transcript. Bielefeld 2007. 224 Seiten, 24,80 Euro.

Allgemein definiert sind Rituale wiederholbare, nach bestimmten Regeln ablaufende Handlungen mit hohem Symbolgehalt. Dadurch unterscheiden sie sich von Gewohnheiten oder Routinen. Rituale spielen im menschlichen Zusammenleben eine große Rolle, weil sie Halt und Orientierung vermitteln und so die Bewältigung komplexer Situationen erleichtern. Im Mittelpunkt der Untersuchung von Kathrin Audehm stehen alltägliche Tischrituale in Familien und ihre erzieherische Wirkung. Drei ausgewählte Familien werden bei ihren gemeinsamen Mahlzeiten über mehrere Tage teilnehmend beobachtet, wobei ihre Tischgespräche aufgezeichnet und analysiert werden.

Die Autorin ordnet ihre Studie einer „machtkritischen Tradition der Ritualforschung“ zu (15). Sie erforscht Familienrituale u.a. im Zusammenhang mit der Problematik familiärer Autorität. Gleichzeitig hebt sie die Bedeutung der Erzeugungs- und Veränderungspotentiale von Ritualen hervor. So wird zum Gegenstand der Analyse nicht in erster Linie „die Reproduktion von Herrschaft und sozialer Ordnung, sondern die Regulation von Handlungs- und Verhaltensweisen – insbesondere die Erzeugung eines Zusammenhangs von individueller Autonomie und kollektiver Verbindlichkeit“ (15).

Eine besondere Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf Differenzbearbeitung am Tisch in den untersuchten Familien, und zwar in Anlehnung an Pierre Bourdieus Konzept der sozialen Magie im Zusammenhang mit seiner Analyse der Einsetzungsrituale. Hier wird eine Person in einen neuen Status eingesetzt (etwa Initiationsriten, Krönungszeremonien, Prüfungen usw.). Der

eingesetzten Person werden bestimmte Eigenschaften zugesprochen, die eine symbolische Machtwirkung haben. So markieren Rituale soziale Grenzen, die auf eine magische Weise als natürlich und legitim wahrgenommen und nicht in Frage gestellt werden (50–52). Anders als bei Einsetzungsritualen werden in familiären Tischritualen die bereits vorhandenen Differenzen symbolisch bearbeitet. Als charakteristisch bezeichnet die Autorin „die symbolische Inszenierung der Generationendifferenz und die mimetische [nachahmende] Auf-führung der Geschlechterdifferenz“ (205). Dies wird an einem markanten Beispiel deutlich:

In einer der untersuchten Familien bereitet der Vater üblicherweise den Frühstückskaffee, der nur für die Erwachsenen bestimmt ist. Die Kinder trinken beim Frühstück Milch, die sich auf der Küchenzeile neben dem Esstisch befindet. Die Kaffeekanne hingegen wird vom Vater in die Tischmitte gestellt. Deckt die Mutter den Tisch, so sorgt der Vater trotzdem für die endgültige Platzierung der Kanne in der Mitte. „Die Kaffeekanne wird zum verdichteten Symbol der pädagogischen Generationendifferenz und das Tischritual zur symbolischen Inszenierung ihrer Bearbeitung“ (208).

Trotz der elterlichen Definitionsmacht über Regeln, wonach die Mutter für die Durchsetzung der Verhaltensregeln bei Tisch zuständig ist und der Vater als Garant der familiären Gemeinschaft auftritt, haben die Kinder genügend Spielraum, um das Tischritual mitzugestalten. So wird von den Kindern nicht verlangt, zum Frühstück auf die Minute pünktlich zu erscheinen. Wer allerdings zuletzt kommt, muss sich einen Stuhl aus dem Wohnzimmer holen (eine umgekehrte „Reise nach Jerusalem“ spielen). Die Familie frühstückt nämlich an Werktagen in der engen Küche statt im Esszimmer. Diese räumliche Enge sorgt für mehr körperliche Nähe und unterstützt die Fokussierung der Aufmerksamkeit auf die sich versammelnden Familienmitglieder. „Der Zusammenhang von szenischem Arrangement, Erziehungsstil und Autoritätsgefüge rahmt die Interaktion bei Tisch und garantiert den Transport eher diffuser Werte wie Nähe und Intimität, Zuwendung und Solidarität“ (205).

Die Tischrituale erweisen sich in den untersuchten Familien nicht als erstarrte Vollzugspraxen, denn die strukturellen Differenzen in den Familien werden nicht nur wiederholt und bestätigt, sondern auch bearbeitet.

Dies erfolgt über die gegenseitige Erziehung der Familienmitglieder. So kommt Kathrin Audehm zu dem Schluss, dass sich die soziale Magie der untersuchten Tischrituale als pädagogisch produktiv erweist (212). Dieses Buch ist nicht nur für Sozialwissenschaftler, Psychologen, Pädagogen und Familientherapeuten interessant, sondern es lädt einen jeden dazu ein, über die Bedeutung von Ritualen im alltäglichen – auch im eigenen – (Familien-)Leben erneut nachzudenken.

Elena Reinhard-Kovaleva

Familienpolitik

*Erklärung des ZdK:
Blick auf die Wirklichkeit und
Aufruf zur Entideologisierung*

**Zentralkomitee der deutschen Katholiken:
Familienpolitik: geschlechter- und generationen-
gerecht. Erklärung vom 21. Mai 2008. Herunter-
geladen auf www.zdk.de/erklarungen.**

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken vereinigt in sich die unterschiedlichen Kräfte und Strömungen des organisierten deutschen Laienkatholizismus. Es bietet deshalb die Chance, im Pluralismus in gesellschaftlich-politischen Fragen, der auch unter Katholiken unübersehbar geworden ist, einen Konsens herbeizuführen und diesen ins öffentliche Gespräch zu bringen. Das Feld der Familienpolitik ist dabei verständlicherweise von besonderer Bedeutung. Die Vollversammlung des Zentralkomitees hat sich dazu in den letzten Jahren mehrfach zu Wort gemeldet. Sie tat es jetzt am Vorabend des Osnabrücker Katholikentages wieder mit der ausdrücklichen Intention, auf die derzeitige politische Diskussion gezielt einzuwirken.

Der Text ist erkennbar von der Absicht getragen, in die Diskussion, die in den vergangenen beiden Jahren auch katholischerseits stellenweise mit allzu schrillen Tönen und harten Frontbildungen geführt wurde, mehr Realitätssinn und Fairness einzubringen. Dieser Versuch hat zur Ausgangsbedingung zwei Einsichten, die im ideologiebesetzten Streit um die „richtige“ Familienpolitik oft vergessen werden: Erstens wird Familie heute in einer Vielfalt von Formen gelebt, zweitens bewegt sich Familienpolitik, grundsätzlich und aktuell, in nicht leicht auszugleichenden Spannungsverhältnissen, in Zielkon-

flikten. Es zeichnet die Erklärung aus, das zu verdeutlichen, ohne in ihren Forderungen unverbindlich zu werden.

Die Erklärung spricht in einem ersten Schritt aktuelle familienpolitische Entscheidungen und Vorhaben an und zeigt, dass von ihnen unterschiedliche „Botschaften“ an Eltern und junge Paare ausgehen: Elterngeld, Kindertagesbetreuung, Betreuungsgeld, Änderung des Unterhaltsrechts. Familienpolitik spiegelt so die Spannung zwischen Geschlechter- und Generationengerechtigkeit. Einen überzeugenden Ausgleich hat sie bisher nicht gefunden.

Im zweiten Teil wird diese Spannung unter sozialetischer Perspektive dargestellt. Sie dürfe nicht durch „idealistische Familien-Rhetorik“ überspielt werden. Der Wandel der Geschlechterrollen, die öffentliche Präsenz und Partizipation der Frauen, die Probleme der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienaufgaben für Väter und Mütter, die Konflikte zwischen Bedürfnissen/Rechten der Kinder und solchen der Eltern machen vielmehr das Ringen um ausgleichende Lösungen notwendig.

Im Licht christlicher Anthropologie (Personalität, Geschöpflichkeit, Eigenständigkeit und gegenseitige Verantwortung) plädiert der Text dafür, die gegenwärtigen Lebenswirklichkeiten in ihrer Vielfalt sowie die geschichtlich-kulturelle Dynamik der Institution Familie wahrzunehmen, statt im Konflikt zwischen Kindeswohl und Geschlechtergerechtigkeit mit Hilfe eines angeblich überzeitlichen katholischen Familienbildes von alten Rollenfixierungen die Lösung der Probleme zu erwarten.

Im dritten Teil formuliert der Text „Impulse für eine geschlechter- und generationengerechte Familienpolitik“, aber auch für Familienpastoral und für Kinderbetreuung in pluraler Trägerschaft. Die wichtigsten Stichworte in Bezug auf die Einkommens- und Vermögenslage der Familie lauten: ein Elterngeld II für das zweite und dritte Lebensjahr von Kindern, Anhebung der steuerlichen Kinderfreibeträge und des Kindergeldes (mit Staffelung), leistungsgerechte Lohnsteuerverteilung für Ehepaare, verbesserte Anerkennung von Kindererziehungszeiten in der Rente.

Unter dem Aspekt „Förderung der tatsächlichen Wahlfreiheit für Familien“ geht es unter anderem um Stärkung der Paar- und Elternkompetenz und um Ausbau

der Kindertagesbetreuung nach Qualitätskriterien. Mit Recht sieht das Zentralkomitee auf diesem Feld auch die Kirchen in besonderer Pflicht.

Im Blick auf die Aufgaben und auch die Chancen, die die Kirche gerade im weiten Feld der Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungseinrichtungen hat, kann man deshalb den Schlussappell der Erklärung nur unterstreichen, die Familiendebatte zu entideologisieren, Polarisierungen und Grabenkämpfe zu überwinden, die Realitäten heutigen Familienlebens wahrzunehmen, mit Verständnis für unterschiedliche Lebens- und Familiensituationen an der Entspannung zwischen Geschlechter- und Generationengerechtigkeit zu arbeiten.

Bernhard Sutor

Familie und Beruf

Das unsterbliche Gerücht von der Vereinbarkeit von Leben und Arbeit und Familie

Silke Michalk, Peter Nieder: Erfolgsfaktor Work-Life-Balance. Wiley-VCH Verlag. Weinheim 2007. 272 Seiten. 39 Euro.

Reinhold Meier: Zum Gleichgewicht finden. Bibli-sche Impulse zur Work-Life-Balance. Aussaat Verlag. Neukirchen 2007. 128 Seiten. 9,90 Euro

Jeder Tag hat nur 24 Stunden. Nach einer jüngsten Studie des Schweizerischen Staatssekretariats für Wirtschaft fühlen sich 83 Prozent aller Arbeitnehmer in der Schweiz gestresst, bis zu 25 Prozent leiden unter emotionaler Erschöpfung, wie ein Burn-out-Programm der Universität Zürich feststellt. Der Job wird zur „Droge auf Steuerkarte“. In Deutschland dürfen ähnliche Zahlen angenommen werden.

Wurde im langen Nachhall postmarxistischer Gesellschaftstheorie noch alles auf die mehrfache Entfremdung der Subjekte durch die verkehrten Verhältnisse geschoben, kehrt inzwischen nüchterner Pragmatismus im Verstehen eines Lebens im Kontext von Arbeitsverhältnissen ein (wenn man ein solches überhaupt hat): Man spricht inzwischen lieber von der (betriebswirtschaftlichen) Notwendigkeit, (existentiellen) Sinnhaftigkeit und (ökologischen) Nachhaltigkeit einer „Work-Life-Balance“ (WLB), nachdem auch Produktionsmittelbesitzer, Manager und andere eigentlich nicht-ökono-

misch ausgebeutete Menschen ebenso vom fremdbestimmten, unglücklichen und krankmachenden Arbeitsleben betroffen sind, das sie nicht mehr als Lebensarbeit begreifen können.

Sucht man etwa beim größten Internet-Buchhändler den neuen WLB-Begriff, so widmen sich in den letzten drei, vier Jahren immerhin 165 Monographien diesem Thema. Work-Life-Balance hat also thematisch Konjunktur und scheint ein Indikator für neue Problemstellungen und Lösungskonzepte zu sein, die interessante Schnittmengen in Fragestellungen der Betriebswirtschaft wie der Familiensoziologie und auch einer Philosophie „der guten Lebenswelt“ zeitigen.

Peter Nieder und **Silke Michalk** von der Universität der Bundeswehr in Hamburg haben als Autoren und Herausgeber 2007 mit ihrer Monographie *Erfolgsfaktor Work-Life-Balance* ein beeindruckendes wissenschaftlich seriöses Opus vorgelegt, das sowohl den Begriff der Work-Life-Balance klärt, wie Begründungsmuster für WLB-Konzepte kritisch resümiert, Best-Practice-Fälle darstellt und ein kluges Implementationsmodell vorlegt, wie unter Gesichtspunkten machbarer Organisationsentwicklung WLB-Konzepte die Realität von Betrieben und ihren Mitarbeitern positiv beeinflussen können. Für die beiden Autoren heißt WLB also: „den Menschen ganzheitlich zu betrachten (als Rollen- und Funktionsträger) im beruflichen und privaten Bereich (der Lebens- und Arbeitswelt) und ihm dadurch die Möglichkeit zu geben, lebensphasenspezifisch und individuell für beide Bereiche die anfallenden Verpflichtungen und Interessen erfüllen zu können, um so dauerhaft gesund, leistungsfähig. Motiviert und ausgeglichen zu sein.“ (22).

Es geht also um die Balance der verschiedenen Lebenswelten und ihrer bejahungsfähigen Ansprüche, die Arbeit, Beziehungen, Privatheit (als Gesundheit und Sinnanspruch etwa) versöhnen will, ohne gleich die große Systemfrage zu stellen. Mit unaufgeregtem Pragmatismus zeigen Nieder/Michalk sowohl die Veränderungsprozesse nüchtern auf, die zur neuen Fragestellung der WLB führten (Demografieentwicklung, Wertewandel, neues Selbstverständnis der Frauen in ihren Familien- und Berufsoptionen,) wie sie auch organisationale Faktoren analysieren, die WLB auch für Unternehmen interessant und förderungswürdig erkennen lässt (Kapitel 2): Produktivitätssteigerungen

sind eher von zufriedenen kreativen Mitarbeitern zu erwarten, als von überforderten, Mitarbeiterbindung hat in Zeiten von Fachkräftemangel durchaus auch bezifferbare ökonomische Dimensionen, wenn man allein Fluktuationskosten wahrheitsapproximativ bilanziert. Allein aus betriebswirtschaftlicher wie auch volkswirtschaftlicher Sicht zeigt sich so eine erstaunlich klare ökonomische und datenbasierte Legitimität von Maßnahmen, die – wie etwa im Bereich familienfreundlicher Maßnahmen durch Arbeitszeitflexibilisierung – als echte Win-Win-Situationen zu bewerten sind. Bekanntlich sind die teuersten Mitarbeiter diejenigen, die innerlich gekündigt haben. Am Bereich einer Frauenförderung als Familienförderung zeigen die Autoren an überzeugenden Best-Practice-Modellen der Wirtschaft, wie der grundsätzlich vorhandene Antagonismus zwischen der Berufsoption hochqualifizierter Frauen und ihrer gewollten Familienverantwortung in klugen WLB-Konzepten in eine lebensfähige und akzeptierbare Pragmatik gebracht werden kann. Spannend auch die Ausführungen zur Aufgabe von Führungskräften als WLB-Manager, deren oft gehörter Aphorismus „Wir wissen, was uns gut tut, aber wir haben keine Zeit dafür“ aufzeigt, dass WLB vor allem in einer sinnvollen Ausgeglichenheit der zeitlichen Priorisierungen besteht, um etwa die vier bekanntesten „Work-life“-Kategorien in ein menschengemäßes Gleichgewicht zu bringen: Arbeit, Beziehungen, Gesundheitsengagement und sinnstiftende „Zeitinvestments“ in kreativen Tätigkeiten. Nieder/Michalk zeigen auf, welche guten Erfahrungen große Firmen mit flexiblen Zeitarbeitsmodellen (von der Gleitzeit bis zum Sabbatical, von der Vertrauensarbeitszeit bis zu Arbeitszeitkonten und Telearbeitsplatzkonzepten) machen, um diese Balancen ihren Mitarbeitern, zu beiderseitigem Vorteil, zu ermöglichen. Dieses zentrale Feld der Zeitsteuerung beleuchtet auch noch Ralph Kattenbach sehr luzide in Kapitel 8, wo flexible Arbeitszeiten gleichsam als Fundament einer guten WLB identifiziert werden. Die Lektüre der reichhaltigen Beispiele aus zukunftsfähigen und innovativen Firmen müsste den hartnäckigsten Controller überzeugen, dass kluge WLB-Konzepte auch strategische Vorteile im Wettbewerb um die besten Wertschöpfungsprozesse bringen kann. Freilich bleibt die Dominanz der Profitabilität bestehen, die vor allem Stressbelastung wohl a priori mit sich bringt.

Im Teil zwei (Kapitel 4 bis 7) werden schließlich WLB-Management-Konzepte und WLB-Prozesse in detail beschrieben (Jens-Peter Stehnke und Olaf Tscharnetzki über Unilever, Detlev Kühl über Grundfos, Marie Kriependorf über Sonderurlaub und Silke Michalk über WLB als Gesundheitsprävention bei der Polizei) und in ihren Auswirkungen dargestellt.

Kapitel 9 dieses Buches sollte als Pflichtlektüre jedem Studierenden der Betriebswirtschaftslehre (und jedem amtierenden Personalchef) auferlegt werden, der im Bereich Organisationsmanagement sich den konkreten Umsetzungsfragen eines akzeptierten WLB-Managements stellen will: Ein kluges Implementationsmodell gibt hoch konkrete Hilfestellungen von der Analyse und Diagnostik über Entwicklung und Realisierung von entsprechend spezifischen WLB-Maßnahmen bis hin zu Evaluation der WLB-Projekte und Konzepte.

Nieder und Michalk weisen überzeugend auf, dass die ermöglichte und lernbare Balance von (Arbeits-)Leistung und Gesundheit, von erfahrener Sozialität und von erfahrene Sinn nicht nur die „Freundschaft mit mir Selbst“ (Aristoteles), sondern auch ökonomische Entwicklung befördert.

Einzig ein kleines Kapitel über die vielleicht auch zu erwerbende Balance zwischen Erfolg und Scheitern hätte man sich in dieser sehr empfehlenswerten Monographie über den „Erfolgsfaktor Work-Life-Balance“ noch gewünscht, aber vielleicht bringt das ja die wahrscheinliche baldige zweite Auflage. Gleichwohl: Sehr Lesenswert und gut lesbar!

Eine interessante – eher spirituelle – ergänzende Perspektive zu einer umfassenden und etwas weniger ökonomisch legitimierten WLB eröffnet der Schweizer evangelische Theologe und Journalist **Reinhold Meier**, der ein lesenwertes Florilegium über Biblische Impulse zur Work-life-Balance herausgebracht hat. Im theoretischen psychanalytischen Referenzrahmen der Lebenskrisen-Zyklen nach Erik Erikson werden – nach einer feinsinnig generalistischen Zeitanalyse der unbalancierten Gegenwartserfahrungen – Urgeschichten des Neuen Testaments neu interpretiert, als Gleichnisse eben eines existentiellen Gleichgewicht. Für christlich spiritualisierte Leser eine angenehme Lektüre für das kleine geistliche Leben.

Uto Meier

Kultur und Geschichte der Familie

Die Realität und die Lesebuchwirklichkeit

Elke Urban, Sven Haaker: Die Familie im Schulbuch. Fibeln aus aller Welt. Begleitheft zur Ausstellung im Schulmuseum Leipzig. Bernhard A. Greiner Verlag. Remshalden 2008. 57 Seiten. 5 Euro.

Eva Matthes, Carsten Heinze (Hrsg.): Die Familie im Schulbuch. Julius Klinkhardt Verlag. Bad Heilbrunn 2006. 368 Seiten. 34 Euro.

Die Lebensräume Familie und Schule durchdringen sich wechselseitig, und in den Schulbüchern – besonders in denen der ersten Schuljahre – wimmelt es von Familien. Was haben sie mit den Familien, aus denen die Schüler kommen, gemeinsam? Und wie wirken diese Familienbilder auf die Kinder? Die Differenzen und Wechselwirkungen zwischen Realität und Lesebuchwirklichkeit, die sprachlich wie bildlich vermittelten Rollenvorstellungen und Alltagswidrigkeiten und die dahintersteckenden Familien- und Erziehungsideale sind Themen einer Ausstellung und eines Sammelbandes.

Die Ausstellung im Leipziger Schulbuchmuseum zeigt gut 100 Fibeln aus 50 Ländern; die Bücher zum Lesenlernen vermitteln familiäre Werte und Rollen mit einprägsamen Bildern. Aus Südostasien und Nordamerika stammen die Fibeln, aus Norwegen und Südafrika, aus der DDR und aus der Bundesrepublik. Die vielen bunten Bilder zeigen ein weites Spektrum von Familiendarstellungen in aller Welt und aus vergangenen Zeiten.

Die „quantitative Auswertung“ berücksichtigt die ausgestellten Fibeln unterschiedlichster Herkunft und Zeiten, die Ergebnisse können also allenfalls einen Eindruck vermitteln (Wer liest Zeitung? Vater 50%, Mutter 25%, Opa 25%, Oma 0%; Wer spielt Fußball? Sohn 81%, Tochter 17%, Oma 2%, Väter, Mütter und Opas 0%). Etwas zusammenhanglos wirken auch die Antworten der Kinder auf die Fragen, was sie mit welchen Familienangehörigen gerne unternehmen, was sie einmal werden wollen, was die Großmutter besser kann als sie selbst. Einige Antworten sind erheiternd zu lesen, und für ein Begleitheft zu einer Ausstellung ist das eine nette Ergänzung.

Das Schulbuchmuseum in Leipzig arbeitet mit der Internationalen Gesellschaft für Schulbuchforschung zu-

sammen, deren Präsidentin **Eva Matthes** hat gemeinsam mit **Carsten Heinze** einen Sammelband wissenschaftlicher Abhandlungen zur Familie im Schulbuch herausgegeben. **Andreas Gestrich** bietet einleitend eine grundlegende Darstellung zur historischen Familienforschung. Die Beiträge des zweiten Teils befassen sich damit, wie sich die Darstellungen von Familie in deutschen, schweizerischen, serbischen und spanischen Schulbüchern im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte gewandelt haben, der dritte Teil widmet sich „Russland im Transformationsprozess“, und im vierten Teil werden aktuelle Entwicklungen diskutiert.

Swantje Ehlers hat 91 Texte aus Lesebüchern, die seit den 1990er Jahren für die Klassen 5 bis 10 für verschiedene Schulformen entwickelt wurden, analysiert und die Daten der Schulbuchfamilien mit denen der realen Familien verglichen. Hier finden sich bemerkenswerte Befunde, beispielsweise der, dass sich die Pluralität der Lebensformen – wie sie in der Kinder- und Jugendliteratur längst vorkommt – kaum widerspiegelt. Im Vergleich zu den empirischen Daten ist die allein erziehende Mutter überrepräsentiert, die Stieffamilie hingegen deutlich unterrepräsentiert. Familien werden überwiegend als defizitär und problematisch dargestellt; ein offener Erziehungsstil kommt zwar vor, ist aber nicht prägend (332).

In den untersuchten Lesebüchern für das Gymnasium sind ausschließlich Familien mit bürgerlichem Hintergrund zu finden, wohingegen in den Büchern für Real- und Hauptschule zunehmend Arbeiterfamilien vorkommen. Resümierend stellt Ehlers fest, dass die Familienbilder in den untersuchten Schulbüchern kaum stabile Orientierungs- und Wertemuster vermitteln, „sondern eher den Verlust an Welt- und Selbstorientierung in der Familie mit den Auswirkungen im emotionalen Bereich von Kindern/Jugendlichen. Damit geht möglicherweise die Gefahr einher, dass in dieser dunklen Atmosphäre des sozialen Empfindungsraums Familie die Suche nach Sinn und Verbindlichkeit auf das traditionelle, schichtenspezifische Familienmodell rückprojiziert wird, dem andererseits in modernen Gesellschaften die ökonomische Grundlage entzogen ist.“ (334)

Die vielfältigen und differenzierten Beiträge des Bandes zeigen ebenso wie die farbigen Fibel-Bilder der Ausstellung, dass Familiendarstellungen in Text und Bild ein unerschöpfliches Thema sind und dass zu fragen bleibt,

wie diese Bilder entstehen und wie sie die Familienvorstellungen der lesenden Schüler prägen. Und vor allem: Was ein angemessenes, vielfältiges und wirklichkeitsnahes Familienbild im Schulbuch sein könnte.

Stefanie Haas

Der Rat der Zeit

Gudrun Brockhaus: Lockung und Drohung – die Mutterrolle in zwei Ratgebern der NS-Zeit. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1955 – Verhandlungen über Kontinuität. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, S. 49–68.

Markus Höffer-Mehlmer: Sozialisation und Erziehungsratschlag. Elternratgeber nach 1945. Erschienen im oben genannten Sammelband, S. 71–85.

„Nichts auf der Welt ist so lohnend wie die Arbeit am eigenen Kind“ (Zitat S. 57) – und damit diese Arbeit gelingt, werden seit mehr als 200 Jahren Erziehungsratgeber geschrieben und gelesen, und jährlich werden es mehr. Das Zitat stammt aus einem Erziehungs-Bestseller der dreißiger Jahre.

Zwei Beiträge aus dem Band *Familiensozialisation seit 1955 – Verhandlungen über Kontinuität* befassen sich mit Erziehungsratgebern; ein Text behandelt zwei Bücher, die erstmals in der NS-Zeit erschienen sind, ein anderer die Entwicklung von 1945 bis zur Gegenwart.

Gudrun Brockhaus bietet eine qualitative Inhaltsanalyse der Ratgeber von Johanna Haarer *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* (1934) sowie *Unsere kleinen Kinder* (1936). Das erstgenannte Buch wurde bis Kriegsende rund eine halbe Million Mal verkauft, in Westdeutschland erscheint 1949 eine überarbeitete Fassung. Von 1934 bis 1987 beträgt die Gesamtauflage 1,2 Millionen. Den Gründen des Erfolgs dieser Bücher geht die Verfasserin nach. Sie weist gleich zu Beginn darauf hin, dass Aussagen über die reale Erziehungspraxis nicht getroffen werden können. Sie fragt nach den politischen Entwürfen, die hinter dieser Vorstellung von Mutterrolle und Kindererziehung stehen.

Zahlreiche konkrete Erziehungsratschläge und Haushaltstipps wirken alltagstauglich, und wer für Haus und Kinder zuständig ist, bedarf eigentlich keiner Erwähnung: „Mutterschaft und Aufzucht der Kinder. Dafür ist die Frau da.“ (Zitat S. 48) In den Erläuterungen zur Er-

ziehung überwiegen schlichte Ursache-Wirkung-Zusammenhänge, das Nichtbeachten von unerwünschtem Verhalten wird empfohlen, und oberstes Kriterium für die Erziehungsratschläge ist die Wirksamkeit. Haarer vermittelt drei Erziehungsmaximen: „Keine Nachgiebigkeit! Nicht zu viel Beachtung! Nicht zu viel Bedauern!“ (Zitat S. 53) Und erst recht nicht zu viel Zärtlichkeit, denn: „Solche Affenliebe verzieht das Kind wohl, erzieht es aber nicht“ (Zitat S. 53).

In Haarers Ratgebern zeigt sich deutlich ein Ressentiment gegenüber der älteren Generation, die die Kinder nur verwöhnt hat. Moderne Erziehung bedeutet Konsequenz und Unnachgiebigkeit. So könnten es die Großmütter beispielsweise nicht verstehen, die Kinder aus erzieherischen Gründen auch mal schreien zu lassen. Erziehungsideale wie Gehorsam, Affektkontrolle und Pflichtbewusstsein haben eine lange Tradition und wirken bis in die Gegenwart; Gudrun Brockhaus erinnert an die „Super-Nanny“.

Haarer preist „die große und immer wieder beglückende Kameradschaft der Mütter“, schon die Schwangere erlebe die „Schicksalsverbundenheit mit all ihren Schwestern“ (Zitat S. 56). Dass Bildung und Intellekt einen instinktiven Zugang zum Kind verhindern, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, dass die Mutter schuld ist an den Fehlentwicklungen ihres Kindes. Interessant ist der Befund, dass Haarer „– gerade im Vergleich mit modernen Ratgebern – die Situation mit einem Kind nicht idealisiert“ (51). Im Gegenteil: Kindererziehung ist ein unermüdlicher Kampf um Ordnung und Sauberkeit. In Haarers Ratgebern wird die Beschreibung der Mutterschaft „zu einem Heldenepos: Die Frau an der Gebärfront ist dem heldischen Mann an der Kriegsf front gleichgestellt.“ (58)

Und damit sich nicht die Falschen vermehren, soll sich die Frau „Klarheit darüber verschaffen, ob ihr körperlicher Gesamtzustand einwandfrei ist, ob sie ihrem Kind eine vollwertige, gesunde Mutter wird sein können, und ob sie ihrem Volk wirklich hochwertigen und in jeder Hinsicht wünschenswerten Nachwuchs schenken wird“ (Zitat S. 67).

Am Ende des Aufsatzes spekuliert die Verfasserin über die Wirkungen der Haarer-Texte auf die Leserinnen der NS-Zeit: den ständige Kampf gegen Unordnung, Schmutz und Triebhaftigkeit der Kinder kann die Mutter nie gewinnen, daher muss sie ihren Sieg inszenieren.

Der „unerbittliche Zwang zur Simulierung von Perfektion erfordert die Verbannung und Verleugnung der massiven Versagensängste und Schuldgefühle“ (68). Diese Ängste würden geschürt – und so entstehe eine Gefühlslage, in der zum Selbstschutz die Ängste auf Minoritäten verschoben werden. In dem Band findet sich ein weiterführender Text zum Erfolg der Haarer-Bücher nach dem Krieg, Miriam Gebhardt: Haarer meets Spock – frühkindliche Erziehung und gesellschaftlicher Wandel seit 1933.

Markus Höffer-Mehlmer bietet einen fast zu knappen Überblick über die Geschichte der Erziehungsratgeber. Er skizziert anhand der Ratgeber die sich wandelnde Vorstellung von Erziehung; das ist nicht sonderlich überraschend und dennoch aufschlussreich. Nach dem Krieg waren allgemeine Erziehungsratgeber wie *Lerne deine Kinder kennen* (1950) beliebt, neu waren Übersetzungen von Ratgebern aus anderen Ländern, insbesondere der USA. Meist sind bereits die Titel zeittypisch, zum Beispiel *Jugendstreiche verstehen und richtig behandeln* (1960) oder *So lernen Kinder richtig sparen* (1957).

Ende der sechziger Jahre schlägt sich der Wandel im Erziehungsverständnis auch in den Ratgebern nieder; nun erscheinen Bücher wie *Hört auf mit dem Erziehen. Gebt Kindern endlich eine Chance* (1969) oder Alexander Sutherland Neills *Summerhill* (1965, erst seit der Taschenbuchausgabe von 1969 mit großem Erfolg). Der Trend ging zur wechselseitigen Erziehung (*Eltern erziehen Kinder, Kinder erziehen Eltern*, 1971), die Kinder sollten sich in Freiheit entfalten. Kritiker priesen klare Grenzen, und Christa Meves forderte *Mut zum Erziehen* (1970).

„Übungsprogramme“ und „Elternschulen“ kamen in Mode, und in den achtziger und neunziger Jahren erscheinen immer mehr speziellere Ratgeber. Höffer-Mehlmer konstatiert eine Pluralisierung der Themen und Möglichkeiten. Beispielsweise werden Trennung und Scheidung immer häufiger thematisiert, für Konflikte zwischen Kindern und Eltern werden Lösungsprogramme angeboten, es geht um wechselseitiges Verständnis und die Kommunikation mit den Kindern. Im kurzen Unterkapitel zur Entwicklung in der DDR berichtet Höffer-Mehlmer, dass es im Osten wesentlich weniger Erziehungsratgeber gab, die aber gut geplant und weit verbreitet waren. Grundlegendes Ziel war

stets die Einordnung in die Gesellschaft. In den siebziger und achtziger Jahren sei eine gewisse Entideologisierung festzustellen, Erziehungsprobleme werden nicht mehr als Folge westlich-kapitalistischer Einflüsse verstanden, und zunehmend fließen psychologische und pädagogische Erkenntnisse in die Ratschläge ein. Gudrun Brockhaus und Markus Höffer-Mehlmer betonen auch die Grenzen, die ihren Ratgeber-Analysen gesetzt sind. In beiden Aufsätzen zeigt sich die Schwierigkeit in der Erforschung solcher Bücher: Elternratgeber sind (im weitesten Sinne) normative Quellen, sie beschreiben nicht die tatsächliche Erziehung. Und wie sie wirken, ist wiederum ein ganz anderes Thema. Wer sich für das Genre interessiert, findet im ersten der genannten Aufsätze einen Einblick in die Erziehungsvorstellungen der dreißiger Jahre, im zweiten einen komprimierten Überblick über die Ratgeber der vergangenen Jahrzehnte.

Stefanie Haas

Ratgeber & Broschüren

Verwöhnt und allein gelassen: auf den Spuren schwieriger Jungs

Wolfgang Bergmann: Kleine Jungs – große Not. Wie wir ihnen Halt geben. Beltz. Weinheim 2008. 179 Seiten. 12,90 Euro.

Sie sind aggressiv und zappelig, trotzig und verschlossen, selbtherrlich und gewalttätig, die kleinen Jungen, die in die Praxis des systemischen Kindertherapeuten Wolfgang Bergmann kommen. Viele tragen das Etikett „hyperaktiv“. Bei näherem Hinsehen sind sie vor allem traurig, einsam, unsicher. Diesen Kindern gilt Bergmanns leidenschaftlicher Ratgeber.

Er bietet keine fertigen Antworten, keine Rezepte, vielmehr nimmt er den Leser mit auf eine „Spurensuche“: „Es ist eine Spurensuche. Spuren im Erleben der Begegnungen, Spuren in den Theorien“ (10).

Aufschlussreich ist Bergmanns Analyse der Familie. Er verurteilt niemanden, will aber verstehen, wie es zu dem eklatanten Mangel an Bindung und Sicherheit für die Kinder und speziell die Jungen kommt. „Die modernen Familien sind Befindlichkeitsgemeinschaften, sie sind nicht verlässlich genug, sie sind auch nicht genügend konfliktfähig. [...] Losgerissene, bindungsleere

Verwöhnung kennzeichnet das Erscheinungsbild vieler problematischer Jungen." (12) Die, die in die Beratungsstellen kommen, seien häufig „verwöhnt und allein gelassen, hochgradig desorientiert in allen sozialen Belangen" (36).

Viele heutige Mütter seien wesentlich ehrgeiziger, überwachender und kontrollierender als die ihre Mütter und Großmütter waren. Sie haben höhere Ansprüche an sich und ihre Kinder. „Wer sich für sein Kind opfert, verlangt insgeheim, dass das Opfer auch belohnt wird. Das heißt, die Kinder haben gefälligst ‚brave‘ Kinder zu sein, wobei der modernen Mutter ganz unklar ist, was unter ‚brav‘ zu verstehen ist." (38) Einerseits soll das Kind gehorsam sein, gleichzeitig aber auch kreativ und durchsetzungsfähig – ja was denn nun? Zudem relativieren das Fernsehen und die Flut digitaler Bilder jegliche Normenbindungen.

Den Kindern fehle es an Sicherheiten und an klaren Antworten, wie Bergmann anhand zahlreicher Fallbeispiele verdeutlicht. Das Buch ist bisweilen etwas wirr, sprachlich eigenartig, aber vielleicht ist das den desorientierten Jungs entsprechend und der „Spurensuche" angemessen.

Bergmann erläutert drei grundlegende Prinzipien: Die Starken stärken, den Gewalttätigen widerstehen, die Schwachen trösten (142). Dies sind Prinzipien, die nicht nur für Lehrer und Therapeuten gelten, sondern auch für Eltern. Zornig ist der Verfasser auf die Lehrer, die ohne Persönlichkeit und Umgangsformen und ohne jeden Sinn für klare Ordnung (allenfalls mit Sinn für Pflichterfüllung in der Schulbürokratie) den Kindern etwas beizubringen versuchen – und ebenso ist er begeistert von den Lehrern, die den Kindern als ernstzunehmende Erwachsene gegenüberreten und verlässliche Klarheit sowie Respekt bieten und fordern.

Wolfgang Bergmanns leidenschaftliches Engagement, seine Sorge um die Kinder und ihre Familien, sein Plädoyer für Ordnung, Sicherheit, feste Bindung sind überzeugend, eigenwillig und auch dann eine Bereicherung, wenn man nicht alle seine Thesen und Begründungsversuche teilt und den Jargon des systemischen Therapeuten nicht unbedingt schätzt. Erziehern und Lehrern kleiner und größerer Jungs sei das Buch empfohlen, Eltern ebenso.

Stefanie Haas

Kinder vor der Kiste

Geflimmer im Zimmer. Informationen, Anregungen und Tipps zum Umgang mit dem Fernsehen in der Familie. Hrsg. vom Bundesfamilienministerium. Berlin 2008. 40 Seiten. Kostenlos zu bestellen unter publikationen@bundesregierung.de oder herunterzuladen unter www.bmfsfj.de.

wertvoll fernsehen. Ein Familien-Ratgeber für alle, die wertvoll fernsehen wollen. Hrsg. von der Fernsehzeitschrift „Gong" und dem Christlichen Jugenddorf Deutschland e.V. Ismaning 2006. 16 Seiten. Kostenlos zu bestellen oder herunterzuladen unter www.wertvoll-fernsehen.de.

Schau hin! Was Deine Kinder machen. Der Medienratgeber für Eltern. Berlin 2008. 36 Seiten. Kostenlos zu bestellen unter 030-4000 599 59 oder service@schau-hin.info; herunterzuladen auf www.schau-hin.info.

„Guten Tag, liebe Fernsehfamilie!" So begrüßt die Familienministerin die Leser der Broschüre **Geflimmer im Zimmer**. Vielleicht ist eine liebe Fernsehfamilie so etwas wie die Vorzeigefamilie auf dem Ledersofa, die auf dem Titelblatt abgebildet ist, und die sich über pädagogisch wertvolle Hinweise freut wie: „Unterstützen Sie Ihre Kinder dabei, das Fernsehen selbständig und kritisch zu nutzen!"

Das kleine bunte Heft ist klar gegliedert, der interessierte Leser erfährt, was Kinder am Fernsehen fasziniert, wann, wie und was Kinder sehen und wie sie das Gesehene verarbeiten. Es geht um Kinder und ihre Medienhelden, um die Wirkung der Werbung und die Ängste der Kinder, abschließend zehn Tipps zum Fernsehen in der Familie, dazu Literaturhinweise, nützliche Links und Adressen. Vom Umfang und der Komplexität der Texte her richtet sich die Broschüre an Eltern, die sich gerne Gedanken machen über das Wohl ihrer Kinder, die gerne bescheid wissen und gewillt sind, überzeugende Ratschläge auch umzusetzen. Das spricht nicht gegen das informative Heft.

Der Vorteil der Broschüre **wertvoll fernsehen** von der Fernsehzeitschrift „Gong" liegt in der Knappheit: übersichtlich aufgebaut, weniger Text, dennoch ausreichend Information, verständlich geschrieben. Auch hier liest man Hinweise wie: „Ermutigen Sie Ihre Kinder zu einer eigenverantwortlichen Zeitplanung."

Im Vorwort der Ministeriums-Broschüre heißt es: „So wie verantwortliche Eltern ihre Kinder nie alleine an

einer stark befahrenen Strasse spielen oder durch eine unbekannte Gegend streunen lassen würden, so sollten sie ihre Kinder auch mit den Medien nicht alleine lassen." Und wie könnten solche Hinweise die Eltern jener Kinder erreichen, die mit dem Fernseher in Kinderzimmer groß werden?

Vielleicht, indem man sie als grauenvolle Fernsehzeitschrift verkleidet? Diese gestalterisch wenig reizvolle, aber für die Zielgruppe vielleicht passende Variante hat die Initiative „Schau hin! Was Deine Kinder machen" einst gewählt. Nun ist wieder ein **Medienratgeber für Eltern** erschienen; er sieht nicht mehr so lappig nach Zeitschrift aus, sondern kommt im geglätteten Lifestyle-Outfit daher. Für Leser von Broschüren des Familienministeriums ist das schön und gut, für den eher am Fernsehen als an pädagogischer Literatur Interessierten möglicherweise weniger ansprechend.

„Schau hin!" ist eine Initiative von ARD, ZDF, dem Bundesfamilienministerium, dem Internetanbieter Arcor und der Zeitschrift „TV-Spielfilm", sie informiert seit 2003 im Internet, mit vielfältigen Kampagnen, Ratgebern und Flyern. Ziel dieses mehrfach erscheinenden Ratgebers ist es, die Eltern mit grundlegenden Informationen über Fernsehen und Handys, Internet und Computerspiele zu versorgen und ihnen zu vermitteln, dass die Kinder die Welt der Medien am besten gemeinsam mit den Eltern erleben und entdecken. Es mag nicht jedermanns Sache sein, gemeinsames Surfen im Internet oder Drehen eines Handy-Clips als „Familienereignis" zu sehen (wie im Ratgeber von 2007 angeregt wurde), doch es wird deutlich, dass gezielte und kontrollierte Mediennutzung nur innerhalb der Familie möglich ist und nur so verhindert werden kann, dass der Fernseher zum Zentrum des Familien- und besonders des Kinderalltags wird. Hier gibt es Tipps zum Familien-PC, Hinweise zu Kinderwebsites, goldene Regeln zur Fernsehnutzung oder auch Ratschläge, was zu tun ist, wenn Geschwister um die Fernbedienung kämpfen. Gleich zu Beginn erfährt man Grundlegendes über Mediennutzung: „Lesen als Voraussetzung". Das gilt auch für die Eltern. Die, die sich schlau machen wollen, haben viele gute und unterschiedliche Möglichkeiten. Und was ist mit denen, die sich für „kritische Mediennutzung" und die dazugehörigen Broschüren nicht interessieren?

Stefanie Haas

Kleinkinder außer Haus betreuen lassen? Ein Beitrag zur Versachlichung

Adelheid Müller-Lissner: Unter drei schon aus dem Haus? Eine Entscheidungshilfe für junge Eltern. Ch. Links Verlag, Berlin 2007. 206 Seiten. 14,90 Euro.

Das Inhaltsverzeichnis ist vielversprechend: „Von falschen Fragen zu echten Erfahrungen" ist der Titel der Einleitung, ein Teil ist überschrieben mit „Zwischen Alltagsorganisation und Grundsatzdebatte", eine Überschrift lautet „Sollen wir oder sollen wir nicht? Eltern vor der Betreuungsfrage", andere Fragen lauten „Wann ist mein Kind reif für die Kita?"; „Macht die Kita krank – oder macht sie kerngesund?", und es gibt offenbar auch Antworten auf diese Fragen und viele praktische Hinweise: „Woran sich Qualität erkennen lässt" oder „Wie man Familienzeit retten kann".

Nach der Lektüre weniger Abschnitte stellt man erfreut fest, dass das Buch hält, was das Inhaltsverzeichnis verspricht. Es ist keines dieser Rechtfertigungsbücher, in denen unentspannte Autorinnen unter einem dünnen Toleranzmäntelchen trotzig und kenntnisarm ihr eigenes Familienmodell als das einzig wahre und kindgemäße anpreisen und hier und da aus einer Umfrage zitieren. Es ist ein sachliches Buch, das in einer oft unsachlichen Debatte Einblicke geben, Argumente liefern und vorschnelle Antworten verhindern will. Adelheid Müller-Lissner hat mit Vätern und Müttern gesprochen, mit Tagesmüttern und Erzieherinnen, Entwicklungspsychologen, Ärzten und Pädagogen. Ein Forscher aus der Gruppe „Verhaltensbiologie des Menschen" gibt Anhaltspunkte, wann ein Kind für welche Betreuungsform reif ist, die Leiterin der „Mitarbeiterorientierten Services" beim Pharmakonzern Boehringer Ingelheim erzählt, weshalb die Firma auf Kooperation mit städtischen Kitas setzt, zudem werden Langzeitstudien über die Kinderbetreuung außer Haus vorgestellt (die Betreuungsstudie des Deutschen Jugendinstituts und die amerikanische „Study of Early Child Care"). Wie so oft bei diesem Thema fehlt auch hier nicht der Blick in andere Länder: Eine Mutter erzählt von ihrem Kind, das ein halbes Jahr in einer dänischen Kita das Leben samt Bio-Essen sehr genossen hat. In Dänemark bieten die Kommunen nicht nur Kitas, sie stellen auch Tagesmütter fest an, und die Mütter-Erwerbsquote liegt bei 90%. Schweden, Finnland und Frankreich zählen

wie immer zu den Ländern, die in diesem Kontext vergleichend herangezogen werden.

Die Verfasserin berichtet ebenso sachlich wie anschaulich, das Buch ist in allen seinen Teilen – die auch unabhängig voneinander verständlich und hilfreich sind – lesbar, sehr informativ und nie langatmig. Im Anhang findet sich eine knappe Auswahl von Literatur und Internet-Adressen.

Viele Eltern ziehen einer Kita die familienähnliche Atmosphäre bei Tagesmüttern vor – im Resümee eines Teils merkt die Verfasserin an, dass hier allerdings meist ein Rahmen fehlt, in dem Eindrücke ausgetauscht und kritische Punkte angesprochen werden können. Und immer wieder wird deutlich, dass nicht jedes Betreuungsangebot zu jedem Kind und jeder Familie passt und daher ein Angebot unterschiedlicher Betreuungsformen unverzichtbare Grundlage dafür ist, dass möglichst viele Familien tatsächlich die Wahl haben, wie sie sich die Erziehungsarbeit mit professionellen Einrichtungen teilen.

Es sind die gut ausgebildeten, gut verdienenden Eltern und Alleinerziehenden, die qualitätsbewussten Trendsetter, die ihre Kinder in der Kita anmelden, stellt Adelheid Müller-Lissner im abschließenden Kapitel fest, und diese Mütter und Väter stellen sich geschickter an, um einen der begehrten Plätze zu ergattern. Schon allein deshalb müsse es mehr Kitaplätze geben, damit auch jene welche bekommen, die nicht ganz so organisiert und raffiniert das Leben mit Kindern in den Griff bekommen wollen oder können. Zumal deren Kinder von den Bildungsangeboten einer professionellen Einrichtung möglicherweise besonders profitieren könnten. Die Verfasserin hat auch Frank Jansen befragt, den Geschäftsführer des Verbandes Katholischer Tageseinrichtungen. 10 000 solcher Einrichtungen gibt es in Deutschland, seit Jahrzehnten auch mit Plätzen für Kinder der unter drei Jahren, Tendenz steigend. Adelheid Müller-Lissner stellt bei allem Bemühen um eine nicht-polarisierende Debatte gerne auch deutliche Fragen, so auch an Frank Jansen: „Sind die Krippen aus der Sicht der Kirche Notlösungen? Sozusagen das pädagogische Pendant der Suppenküchen, soziale Einrichtungen, in denen die sozial benachteiligten Kinder der Unterschicht, allenfalls im Verein mit den wohlstandsverwahrlosten Kids der ehrgeizigen Doppelverdiener, vor noch Schlimmerem bewahrt werden?“ (69) Und die

Verfasserin fügt hinzu, dass Jansen die deutliche Antwort auf die provozierenden Fragen nicht schuldig bleibt. Er sagt: „Es geht um die Bildung aller Kinder.“ (69) Die Familie sei für das Kind vorrangig, und als Ergänzung bedürfe es der Kita, auch für Kinder unter drei. In den katholischen Einrichtungen werde das „Recht des Kindes auf Religion“ eingelöst, denn in einem umfassenden Verständnis von Bildung umfasse diese alles, was Kindern begegne, und „hier gehört Religion schlichtweg dazu“ (70).

Echte Wahlfreiheit gebe es, sagt Jansen, wenn genügend Krippen- und Kitaplätze vorhanden sind. In diesem Punkt sind sich die sehr unterschiedlichen Gesprächspartner der Verfasserin einig: Es braucht mehr und bessere Betreuungsmöglichkeiten für Kinder unter drei Jahren. Zudem sind vielfältigere Betreuungsformen wünschenswert.

Das Buch kann mit seiner Kombination von Alltagserfahrungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen für Eltern tatsächlich zu der im Untertitel genannten Entscheidungshilfe werden und für alle, die an einer sachlichen Diskussion interessiert sind, eine fundierte und lesenswerte Argumentationshilfe sein.

Stefanie Haas

Mit Nietzsche in der Pubertät

Ralph Dawirs, Gunther Moll: Endlich in der Pubertät! Vom Sinn der wilden Jahre. Beltz. Weinheim 2008. 254 Seiten. 17,90 Euro.

Noch eins dieser Bücher, das man Eltern empfehlen sollte, die beim Stichwort „Pubertät“ am liebsten schreiend davonlaufen würden?

Lukas, der pubertierende Protagonist, lässt den Leser teilhaben am Erwachsenwerden, gibt Einblicke in sein Tagebuch und sein wechselhaftes Seelenleben. Sein Vater schreibt in einer Zeitschrift regelmäßig Artikel zum Thema Pubertät – und die werden vom Sohn kommentiert. Hier hätte eine nette Mischung aus Information und verwunderten Kommentaren entstehen können.

Es ist wenig überzeugend, wie Lukas sein Innenleben mit Gedichten von Nietzsche und Goethe in Worte zu fassen versucht und mit seinem Vater alberne Gespräche über das Leben im Allgemeinen und das Golfspielen im Besonderen führt. Informativ ist das auch nicht, und

das wäre bei dem Untertitel „Vom Sinn der wilden Jahre“ ja zu erwarten gewesen. Zumal die Autoren Professoren in der Kinder- und Jugendabteilung für Psychische Gesundheit an der Uniklinik in Erlangen sind. Die Jugendlichen in diesem Buch unterhalten sich so, wie Erwachsene sich vorstellen, dass Jugendliche sich unterhalten. Seitenlang. Ein Glossar unterrichtet den Leser, der bis zum Ende durchhält, was „megamäßig abgespaced“ heißt und was „Synaptogenese“. Und was sind „Eltern“? „Riskanter Lebensformtyp“. Vielleicht wären die in diesem Buch so genannten Pubertisten die originelleren Autoren gewesen.

Stefanie Haas

Ein Buch für vier Jahre

Remo H. Largo: Babyjahre. Entwicklung und Erziehung in den ersten vier Jahren. 2., vollständig überarbeitete Neuauflage. Piper. München 2008. 584 Seiten. 19,90 Euro.

„Ein Kind gedeiht dann am besten, wenn sich seine Eltern an seinen Bedürfnissen orientieren.“ (14) Dies ist die Erfahrung von Remo Largo, und daher will er Eltern mit seinem Buch dabei helfen, die psychischen und körperlichen Bedürfnisse ihres Kindes kennen und wahrnehmen zu lernen. Es geht beispielsweise um Beziehungsverhalten und Motorik, Trinken und Essen, Sprachentwicklung und Wachstum; acht der zehn Kapitel sind nach dem gleichen Muster unterteilt: einer Einleitung folgen die Abschnitte „Vor der Geburt“ und jeweils einer zu den ersten vier Lebensjahren. So findet man sich schnell zurecht. Die vielen Fotos und Grafiken ergänzen den umfangreichen Text, die Fülle der Informationen ist übersichtlich gestaltet.

Im Anhang finden sich unter anderem Kriterien für die Auswahl einer geeigneten Kindertagesstätte oder Fragen an eine Tagesmutter sowie eine von den Eltern auszufüllende Liste über die Meilensteine in der Entwicklung ihres Kindes.

Remo Largo ist Professor für Kinderheilkunde und betreute viele Jahre in Zürich eine umfassende Langzeitstudie zur kindlichen Entwicklung. 1993 erschien sein Ratgeber erstmals. Nun ist das Buch komplett überarbeitet; ausführlicher als damals geht es um die Fragen zu den Themen Familie und Beruf, Medienerziehung, Kinderbetreuung oder Rolle des Vaters.

Anschaulich ist die Vielfalt kindlichen Verhaltens dargestellt. Largo erklärt die frühkindliche Entwicklung, und weil er nicht beschreibt, wann genau das Kind welche Entwicklungsstufe zu erreichen hat, sondern eher Anhaltspunkte gibt, ist dieses Buch weniger ein Ratgeber denn ein Verständniswecker. Es wird deutlich, dass sich jedes Kind entwickeln will und welche Erfahrungen dazu nötig sind. Auch hier ist entscheidend, dass die Eltern einen Blick und ein Gespür für die Bedürfnisse der Kinder bekommen.

Largo beschreibt das nachvollziehbar, und so ist sein Buch auf eine angenehme Weise lehrreich. Es kann ein hilfreicher Begleiter für Eltern sein, die auch vor größeren Textmengen nicht zurückschrecken, die aber auch nicht fünfzehn verschiedene Bücher über die kindliche Entwicklung lesen möchten.

Stefanie Haas

Sachbücher und Zeitschriften

Kraftvoll und privilegiert

Susanne Gaschke, Moritz Müller-Wirth (Hrsg.): Powerpaare. Mit Kindern sind wir stärker. Heyne Verlag. München 2008. 192 Seiten. 17,95 Euro.

Es gibt Paare, die machen alles richtig. Dazu gehört auch, dass sie im gerade angemessenen Maß über Schwierigkeiten sprechen und darüber, wie sie damit umgehen. „Powerpaare“ sind in diesem Buch vorgestellt, beispielsweise die Modedesigner und Unternehmer Gabriele und Gerd Strehle, die Bonner Oberbürgermeisterin und der frühere Justiz- und Finanzminister von Nordrhein-Westfalen, eine Filmemacherin und der Manager der letzten Robbie-Williams-Welttournee, Drehbuchautor Peter Probst und die Moderatorin und Autorin Amelie Fried, Eventmanager, Sportler, Galeristen, Unternehmensberater. Das Identifikationspotential des normalen Lesers dürfte also gering sein.

Mit Zeit und Geld gehen die hier Portraitierten flexibler um als Durchschnittsfamilien, sie wissen sich zu organisieren, sind kreativ und belastbar und zudem realistisch genug, um sich von Kindern begeistern zu lassen. Auch ihr Alltag ist alles andere als kinderleicht, sie kennen schlechtes Gewissen und mangelnde Arbeitsteilung im Haushalt, insofern sind sie nicht nur erfolgreich, betont

individuell und arbeitswütig, sondern tatsächlich auch mit Familien-Normalität konfrontiert. Aber sind das Vorbilder? Und was sind das für Geschichten? Es sind allenfalls nette Portraits, in denen die Paare ein wenig zu sehr bewundert werden.

In der Einleitung schreiben die Herausgeber, in diesem Buch würden Lebensmodelle vorgestellt, „die einigermaßen viel Glück verheißen“ (19), auch wenn diese besonderen Paare mit den meisten Familien nicht allzu viel gemein haben. Gaschke und Müller-Wirth sind beeindruckt von der „Gerichtetheit“ der portraitierten Paare – und eben diese Gerichtetheit hat auch etwas Abschreckendes, und interessant werden die Erzählungen da, wo den Planvollen die Kinder die Pläne durchkreuzt haben.

Wer also soll's lesen? Andere Powerpaare? Die noch nicht ganz so powervollen Paare als Ratgeber? Für alle anderen hätte es die eine oder andere Geschichte als Zeitschriften-Artikel auch getan.

Stefanie Haas

Nicht bissig, nicht freudig

Corinne Maier: No Kid. 40 Gründe, keine Kinder zu haben. Aus dem Französischen von Kerstin Krolak. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek 2008. 144 Seiten. 12 Euro.

Vielleicht hält sich Corinne Maier für aufklärerisch oder witzig oder beides, weil sie in 40 Kapiteln 40 Gründe gegen Kindern auflistet. Kinderkult und Mehrfachbelastungen, infantile Eltern und verzogene Kinder, schwierige Schwiegermütter und übertriebene Familienpolitik zählen zu den beliebig aneinandergereihten Themen. Das ist bemüht und selbstgerecht, weder bissig noch freudig und erst recht nicht angenehm zu lesen.

Die Verfasserin ist Volkswirtin und Mutter von zwei Kindern, man kann ihr also nicht vorwerfen, sie wisse nicht, wovon sie schreibt.

Mit manchen Einzelbeobachtungen mag sie richtig liegen, aber neue Einsichten verschafft dieses Geplapper nicht. Maier baut erst ein Feindbild auf – überspannte Mütter, unerträgliche Kinder, vermeintlich moderne Väter –, um sich dann dagegen zu wehren. Für eine Provokation ist das Büchlein zu langweilig, für eine längere Rezension zu uninteressant.

Stefanie Haas

Die Ideologisierung der Oberfläche

Süddeutsche Zeitung. wir. Kommt in den besten Familien vor. November 2008. 100 Seiten. 3,50 Euro. www.sz-wir.de

Der Titel der Zeitschrift „wir“ ist irreführend. Er umfasst allenfalls die im Heft vorkommenden Familien und vielleicht potentielle Luxus-Buggy-Käufer. Der Untertitel „Kommt in den besten Familien vor“ passt besser, da mit diesem Heft nur die besten Familien angesprochen werden. Die Besten, das sind die Kaufkräftigen und gut Gekleideten, die Qualitätsbewussten und viel mit sich und ihrem Lebensstil Beschäftigten.

Die Zeitschrift ist aus der Beilage „Familienleben“ der *Süddeutschen Zeitung* hervorgegangen, 130 000 Exemplare der ersten Ausgabe sind im November in den Handel gekommen. Von den Verkaufszahlen hängt ab, ob das Magazin fortgeführt wird. Häufig sind die Artikel von der Werbung kaum zu unterscheiden, und wer in dem glänzenden Heft eine Anzeige schaltet, hat gute Chancen, auch im sogenannten redaktionellen Teil lobend erwähnt zu werden.

Das Titelblatt lässt erahnen, was der Leser hier erfährt: „Warum Familienmenschen wie Lukas Podolski mehr vom Leben haben“ und „Worüber Mütter nur heimlich klagen“. Und weil die supertollen Eltern so unglaublich tolerant sind, gibt es Familie auch im Modus der Abwesenheit: „Okay! Es ist völlig in Ordnung, kein Kind zu haben. Bekenntnisse eines Singles“.

Abgebildet sind Katalog-Väter mit Accessoire-Baby, cool und erfolgreich. Dazu betont selbstbewusste und kreative Frauen mit ebensolchen Kindern. Besonders beliebt sind die Befindlichkeitsgeschichtchen moderner Väter. Die Mütter haben seit Jahrzehnten mehr als genügend Möglichkeiten, sich in Frauenzeitschriften zu informieren, wie sich Familie und Individualität samt beruflichem Erfolg und optimalem Äußeren verbinden lassen. Männermagazine setzen bekanntlich andere Prioritäten, doch die wahren männlichen Trendsetter sind die modernen Väter, und die haben neben Babytragetuch und der Option auf Elterngeld nun das Ermutigungs- und Selbstbestätigungsmagazin „wir“.

Die Zeitschrift ist nicht nur abstoßend oberflächlich, sie ideologisiert die Oberfläche. Die Frage nach dem guten Leben verkommt zur Frage nach Lifestyle und nach trendgemäßen Produkten.

Stefanie Haas

ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“

Alltag – Rituale – Bildung: Die Familie als Bildungsgemeinschaft!?

In so unsicheren posttraditionalen Zeiten wie den gegenwärtigen stellt sich angesichts hochmobiler und pluralisierter Familien wieder verstärkt die Frage nach Verlässlichkeiten, sowohl nach verlässlichen Beziehungen als auch nach *verlässlichen Strukturen* im Familienalltag. Die Promotionsarbeit setzt sich mit der Gestaltung des Familienalltages durch *Ritualisierungsstrukturen* auseinander und fragt weitergehend nach der impliziten Bildungsrelevanz und Bildungswirksamkeit solcher Ritualisierungen sowohl für Kinder als auch deren Eltern.

Familienritualisierungen – so die Hauptthese – sind als effektive Bildungsmomente familialer Lebensführung zu begreifen und dienen der Erzeugung und Bestätigung familiären Sinnzusammenhangs.

Die Erfassung dieses scheinbar so Selbstverständlichen – die (individuelle) Gestaltung des Familienalltages – kann nur qualitativ angelegt sein. Die Fallstudie basiert auf mehrmonatiger Feldforschung in kleinstädtischen Gegenden Ostdeutschlands. Primäre Datenquellen sind leitfadengestützte Interviews mit zehn Familien quer durch alle Milieus und Schichten, in denen der Tages- und Wochenablauf detailliert abgefragt wird, aber in denen auch anvisiert wird, die Familien erzählen zu lassen, woher ihre Rituale kommen und warum etwas getan wird. Ergänzt werden die Interviews mit von den Familien selbst erstellten Videoaufnahmen eines (Abend)Rituals.

In die Untersuchung werden sowohl religiöse wie nicht-religiöse Formen familialer Lebensführung einbezogen, um Gemeinsamkeiten wie Unterschiede im rituellen Handeln identifizieren zu können. Es wird versucht zu rekonstruieren, welche Rituale im familialen Alltag eine „heilige“ Bedeutung besitzen, weil sie die Wertvorstellungen der Familie widerspiegeln.

Ziel ist es somit, spezifische Elemente der familialen Lebensführung als Rituale zu identifizieren, die besonders bildungsrelevante Interaktionen beinhalten, und also danach zu fragen, wann und wo diese Bildungsepisoden im Familienalltag besonders verdichtet zu

beobachten sind und welche Logik(en), d.h. welche Einstellungen und Orientierungen der Eltern diese Lebensführungsmuster und Ritualisierungen strukturieren. Zum anderen sollen zugleich diejenigen Elemente in den Lebensführungen identifiziert werden, die als individuell sinnstiftend, in religiöser wie auch neben religiöser Gebundenheit, erlebt werden.

Margret Xyländer

Margret Xyländer hat Soziologie studiert, anschließend war sie als Gastwissenschaftlerin am Deutschen Jugendinstitut (München) in der Abteilung Familie und Familienpolitik tätig. Sie promoviert im Rahmen des Graduiertenkollegs „Religion und Familienkultur“ des ZFG zum Thema „Spezifische Bildungsleistungen ritueller Praxisformen im Familienzusammenhang“. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Bildungs- und Familienforschung, Kindheitssoziologie, Transformationsprozesse/Ostdeutschland.

Mutter und Töchter – als Musliminnen im Generationenkonflikt?

In Deutschland leben – großzügig geschätzt – 3,2 Millionen Muslime. Dennoch gibt es kaum Forschungen über muslimische Familien, vor allem keine über den Wandel muslimischer Familien. Dabei bildet in der Familiensoziologie die Forschung über den Wandel der (deutschen) Familie und ihrer Lebensformen einen besonderen Schwerpunkt. Dieser Wandel wird an den steigenden Scheidungszahlen, dem Rückgang von Eheschließungszahlen, dem Geburtenrückgang seit Mitte der sechziger Jahre und schließlich auch an der Zunahme kinderloser Ehepaare, nichtehelicher Lebensgemeinschaften und Einpersonenhaushalte festgemacht. In meiner Forschungsarbeit möchte ich herausfinden, welchen Wandel die Familie für die Musliminnen türkischer Herkunft in Deutschland im Generationenvergleich erfahren hat. Welche Familienvorstellungen haben sich innerhalb der drei Generationen verändert? Kommt beispielsweise für die dritte Generation eine nichteheliche Lebensgemeinschaft oder eine Ehe ohne Kinder in Frage? Gibt es Konflikte zwischen den Generationen aufgrund der unterschiedlichen Familienvorstellungen? Womit ist der Wandel zu begründen? Mit der Bildung oder der Religion?

Um diesen und weiteren Forschungsfragen nachgehen zu können, werden aus den nach bestimmten Merkmalen ausgewählten sechs Familien jeweils die Großmütter, ihre Töchter und ihre Enkelinnen zu ihren Familienvorstellungen, ihrem Familienleben, ihrer Migrations-, Schul- und Erwerbsbiographie in einem offenen zweistündigen Interview von mir befragt.

Die bisherigen Ergebnisse zeigen sehr deutlich, dass die Familienvorstellungen und das alltägliche Familienleben auch bei muslimischen Familien einem stetigen Wandel unterworfen sind und nicht starr bleiben. Dabei ist der Wandel innerhalb der Familie nicht, wie zu Beginn der Forschungsarbeit angenommen, vorrangig von Bildung und praktizierter Religion abhängig, sondern vielmehr von dem gesellschaftlichen Wandel, den migrationsbedingten Lebensbedingungen (z.B. Sprachdefizite, Minderheitensituation, Arbeitsbedingungen) und einer engen Mutter-Tochter-Beziehung. Beispielsweise hat sich die Auffassung über den Bildungserwerb der Töchter in der ersten Generation durch die Migrationserfahrung und durch den gesellschaftlichen Wandel stark verändert.

In der ersten Generation sind Mädchen mit der Begründung, dass sie nicht zur Schule zu gehen brauchen, da sie heiraten und nicht berufstätig sein werden, als Analphabetinnen aufgewachsen. Durch die Migrationserfahrung und die Berufstätigkeit in Deutschland haben sie die Bedeutung des Bildungserwerbs erkannt und betonen heute dessen Wichtigkeit.

Was die angesprochene Mutter-Tochter-Beziehung angeht, so geben die Interviews einen ersten Hinweis darauf, dass eine enge Mutter-Tochter-Beziehung zu einem geringen Wandel der Partnerschaftsvorstellungen führt. Keine der befragten Frauen, die eine enge Mutter-Tochter-Beziehung haben, kann sich vorstellen, einen Nicht-Muslim bzw. einen Nicht-Türken zu heiraten. Sie geben an, dass ihre Familie, Großeltern eingeschlossen, einer Ehe mit einem Nicht-Muslim bzw. Nicht-Türken aufgrund der anderen Kultur und Religion nur ungern zustimmen würden, und sie selbst könnten sich eine Ehe mit einem Nicht-Türken bzw. Nicht-Muslim ebenfalls nicht vorstellen. In diesen Fällen wurden die Argumentationen der Eltern mehr verinnerlicht. Hingegen können sich Töchter, die eine konfliktreiche Beziehung zu ihrer Mutter und Großmutter haben, eine

Ehe mit einem Nicht-Muslim bzw. Nicht-Türken sehr wohl vorstellen.

Auch wenn die Partnerschaftsvorstellungen keinen großen Wandel erfahren haben, waren die Ehevorstellungen in meinem Untersuchungssample einem ganz klaren Wandel unterworfen: von einer reinen Vernunft-ehe, bei der der Ehepartner durch die Eltern vorgegeben wurde, hin zu einer Liebesheirat.

Die erste Generation wurde verheiratet, sie hatte dabei keine Wahl, sie hat, ohne aufzubegehren, die Forderung der Eltern erfüllt. Die zweite Generation hat in einer Vorform der arrangierten Ehe geheiratet, d.h. zum einen erfolgte das Kennenlernen des Partners unter starker Kontrolle der Eltern und zum anderen erforderte die Eheschließung ihr Einverständnis. Und die dritte Generation kann sich heute nur eine Liebesheirat vorstellen – wenn es sein muss auch ohne die Einwilligung der Eltern. So wird die Ehe nunmehr als eine individuelle, aus Liebe getroffene Entscheidung betrachtet, was in der ersten und teilweise auch in der zweiten Generation nicht der Fall war.

Was aber ausnahmslos keinen Wandel erfahren hat, ist das Konzept der ehelichen Lebensgemeinschaft. Alle Befragten der dritten Generation geben an, dass sie heiraten und eine Familie gründen wollen. Eine nicht-eheliche Lebensgemeinschaft kommt für sie nicht in Frage. Ebenso wenig eine Ehe ohne Kinder.

Dies ist lediglich ein Teil der bisherigen Forschungsergebnisse, es fehlen beispielsweise die Ansichten der drei Generationen über das vielfältige Thema „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – einer von vielen Aspekten, mit denen ich mich in den kommenden Monaten beschäftigen werde .

Canan Korucu-Rieger

Canan Korucu-Rieger hat Erziehungswissenschaft und Gender Studies studiert, sie promoviert zum Thema „Muslimische Familien im Wandel. Eine qualitative Studie anhand von narrativen Interviews zu den intergenerationellen Familienvorstellungen von türkisch-muslimischen Großmüttern, Müttern und Töchtern“. Forschungsschwerpunkte sind Familien- und Migrationsforschung. Sie ist zertifizierte Kulturmittlerin und Absolventin der deutschsprachigen Islamologie-Ausbildung.

ZFG-Forschungsprojekte

Die KU ist die erste familiengerechte Universität in Bayern – und was ist das?

Grundsätzlich wissen wir es schon lange: In Deutschland altert und schrumpft die Bevölkerung. Niedrige Geburtenraten sind nicht mehr nur Thema der Familienpolitik, sondern auch vieler Arbeitgeber, die inzwischen erkennen mussten, dass Arbeitskräfte eben nicht auf dem Arbeitsmarkt geboren werden. So wächst die Zahl der Arbeitgeber, die sich der Herausforderung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellen, stetig. Was jedoch für Wirtschaftsunternehmen gilt, trifft die Universitäten und Hochschulen gleich mit doppelter Härte. Denn Universitäten sind zwar einerseits als Arbeitgeber von einem Mangel an Fachkräften betroffen, andererseits jedoch schrumpft auch ihre Kundenzahl, nämlich die Zahl der Studenten; und dies in einer Zeit der abnehmenden öffentlichen Finanzmittel und einem zunehmenden Wettbewerb unter den Hochschulen. Die Notwendigkeit einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie zeigt sich somit im Hochschulbereich auf besondere Weise. So gilt es hier nicht nur familien-gerechte Arbeitsbedingungen für die Hochschulange-stellten zu schaffen, sondern auch familiengerechte Studienbedingungen für Studierende mit Familienauf-gaben zu gewährleisten sowie Nachwuchswissen-schaftlern eine Karriereförderung zu bieten, die eine eigene Familie mit Kindern nicht ausschließt. „Erkannt – und was nun?“ dachte sich das Zentralinsti-tut für Ehe und Familie der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) Anfang 2003. Mit Hilfe des „audit familiengerechte hochschule“ der „berufundfa-milie gGmbH“ auf Initiative der gemeinnützigen Hertie-Stiftung wurde jedoch schnell ein Partner gefunden, der auf dem Weg zu mehr Familienfreundlichkeit lang-jährige Erfahrung anbieten konnte. So begann die KU mit einer Bestandsaufnahme der bereits vorhandenen familienfreundlichen Angebote und fragte weiter nach dem dringendsten Wünschen der Arbeitnehmer und Studierenden.

Zur folgenden Umsetzung wurde nicht nur eine univer-sitätsinterne Arbeitsgruppe gebildet, sondern es wurden in zwei offiziellen Treffen mit der Hochschulleitung und der „berufundfamilie gGmbH“ Ziele für die kommenden

drei Jahre festgelegt, die zu einer verbesserten Famili-enfreundlichkeit an der Universität führen sollten. Wovon viele Hochschulen noch träumen, schaffte die KU dann auch. In einem eigenen Uni-Kinderhaus wer-den die Kleinsten betreut, darüber hinaus wurden z.B. weitere Wickelmöglichkeiten eingerichtet, die Öff-nungszeiten der Bibliotheken verlängert, und die Studi-engebühren für Eltern mit bis zu 15 Jahre alten Kindern erlassen. Der wissenschaftliche Nachwuchs wird z.B. durch Promotionsstipendien gefördert, die um die Zeit des Elterngeldes verlängert werden, und für Angestellte wurden die gleitende Arbeitszeit sowie die Möglichkeit der Telearbeit eingeführt.

Nach drei Jahren Arbeit und einer erfolgreichen Re-Auditierung erhielt die KU dann auch im Juni 2008 die offizielle Auszeichnung der „berufundfamilie gGmbH“ in Form des Zertifikats „familiengerechte hochschule“ in Berlin aus dem Händen von Staatssekre-tär Jochen Hermann. Dass die KU mit ihrem Vorhaben nicht mehr allein steht, zeigen bisher weitere 600 Un-ternehmen, Institutionen und Hochschulen, die das „audit berufundfamilie“ entweder gerade begonnen oder bereits erfolgreich durchlaufen haben. Dieses umfassende Netzwerk wird in den kommenden drei Jahren der KU eine wertvolle Hilfestellung mit Best-Practice-Beispielen sein und auch zum Austausch unter den Unternehmen und Hochschulen beitragen. So gilt es für die KU ihre neu gesetzten Ziele wie z.B. die verstärkte Einbindung der wirtschaftswissenschaft-lich Fakultät in Ingolstadt, die breite Kommunikation der universitätseigenen Angebote sowie den Ausbau der Förderung von Nachwuchswissenschaftlern zu ver-wirklichen.

Ob die KU immer auf dem richtigen Weg ist und wie familienfreundlich sie im Vergleich zu anderen Institu-tionen wirklich ist, kann sie mit den neuen „berufund-familie-Index“ selber messen. Dieses Instrument zeigt erstmals die Stärken und Schwächen in der Personalpo-litik in Bezug auf familienfreundliche Maßnahmen auf und macht gleichzeitig sichtbar, dass Familienfreund-lichkeit ein fortwährender Prozess ist.

Nikola Jentzsch

Dr. Nikola Jentzsch ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG und dort zuständig für die Reauditierung der KU zur familiengerechten Hochschule, zudem arbeitet

sie im Projekt „Resilienzforschung“. Sie studierte Betriebswirtschaft und promovierte in Gesellschaftspolitik und Sozialethik über die „Integration von Angehörigen in die Betreuung und Pflege alter Menschen“.

Die soziale, wirtschaftliche und gesundheitliche Situation türkischer Migrantinnen und Migranten in Deutschland

Zwischen 1955 und 1973 wurden mehrere Millionen Arbeitskräfte insbesondere aus den Mittelmeerstaaten angeworben. Heute liegt der Anteil an Ausländern bei fast 10 Prozent, der Anteil an Personen mit Migrationshintergrund beträgt fast das Doppelte. Türkische Migrantinnen und Migranten stellen mit 25,8 Prozent die größte Gruppe ausländischer Staatsangehöriger. Ende 2006 lebten mehr als 1,7 Millionen türkische Staatsangehörige in Deutschland. Insgesamt sind hier etwa 400 000 türkische Migranten mindestens 50 Jahre alt. Auf sie war der Fokus in dem vom Bundesinnenministerium geförderten Projekt gerichtet.

Diese heute über 50-jährigen Migranten wurden größtenteils in einem jungen Alter auf Zeit von der Bundesrepublik Deutschland als Arbeitskräfte („Gastarbeiter“) zwischen 1961 und 1973 rekrutiert oder reisten als Familienangehörige, insbesondere nach 1973, ein. Ein Teil von ihnen blieb in Deutschland, kehrte nicht in die Türkei zurück. Dies war weder von der Bundesregierung noch von den Arbeitsmigranten selbst bei der Einreise nach Deutschland so geplant.

Die Mehrheit von ihnen kam mit der Motivation nach Deutschland, für eine begrenzte Zeitspanne Geld zu verdienen und sich mit dem Ersparten in der Türkei eine sichere Existenz aufzubauen. Die Migrationsziele waren klar auf die Verbesserung des Lebensstandards für sich und ihre Familien in der Türkei festgelegt.

Der Einsatz türkischer Gastarbeiter sollte den vorübergehend hohen Bedarf der Wirtschaft nach Arbeitern mit geringer Qualifikation decken. Im Jahre 1966 waren 90 Prozent aller ausländischen Männer als Arbeiter tätig, die Mehrheit von ihnen un- oder angelernt. Mehr als die Hälfte der älteren türkischen Migranten besitzt keinen Schulabschluss, insbesondere die Frauen besuchten die Schule oftmals nur für ein paar Jahre, 72 Prozent der Migranten, die heute älter als 50 Jahre sind, absolvierten keine Lehre.

Nachdem die Regierung gegen Ende 1973 einen Anwerbestopp für Arbeitskräfte aus Nicht-EG-Ländern erlassen hatte, kehrten viele türkische Arbeitskräfte nicht in ihre Herkunftsländer zurück, sondern verlagerten ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland, da eine spätere Wiedereinreise aus rechtlichen Gründen sehr unwahrscheinlich gewesen wäre. Sie holten ihre Familien nach und verlagerten den Lebensmittelpunkt nach Deutschland.

Mittlerweile gelangen immer mehr türkische Migranten der ersten Generation ins Rentenalter. Spätestens jetzt zeigen sich die Folgen der körperlich anstrengenden, schweren und belastenden Tätigkeiten, zum Beispiel in Form von Akkord- und Schichtarbeit, die sie jahrelang ausübten: bereits in einem jüngeren Alter verfügen sie über einen schlechteren Gesundheitszustand als die Deutschen und sind einem höheren Erkrankungsrisiko ausgesetzt, obwohl sie bei ihrer Einreise über eine überdurchschnittlich gute Gesundheit verfügten (healthy-migrant-Effekt).

Es ist bekannt, dass angeworbene Arbeitskräfte häufiger körperlich schwere, einseitige und gesundheitsschädigende Tätigkeiten verrichteten. Studien belegen, dass sie häufig mit chemischen Noxen, starker Lärm- und Hitzebelastung verbundene Arbeit verrichtet haben. Diese besonderen Belastungen führten zu stärkeren gesundheitlichen Verschleißerscheinungen, einem vergleichsweise hohen Krankenstand, chronischen Erkrankungen und frühem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben. So sind 40- bis 50-Jährige Migranten überdurchschnittlich häufig von Invalidität betroffen.

Neben vielfältigen somatischen und psychosomatischen Beeinträchtigungen und Erkrankungen sind auch psychisch bedingte Erkrankungen und seelische Belastungen, die durch Sehnsucht nach der Heimat, die Trennung von Familienmitgliedern, die fehlende Einbindung in soziale Netzwerke und kulturelle Konflikte ausgelöst werden, von erheblicher Bedeutung. Gerade bei Frauen scheinen psychische Beschwerden das gesundheitliche Wohlbefinden stark zu beeinflussen, insbesondere dann, wenn sie nicht erwerbstätig waren. Trotzdem liegen bislang zu wenige repräsentative Studien zur gesundheitlichen Lage der Migranten vor.

Bisher konnten quantitative Untersuchungen zur sozialen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Situation aufgrund des geringen Bevölkerungsanteils nur in ein-

geschränktem Umfang durchgeführt werden. Vorhandene Untersuchungen sind allerdings in ihren Ergebnissen sehr eindeutig: Unter den (älteren) türkischen Migranten ist die Einkommenssituation als prekär zu bezeichnen. Wesentlich häufiger sind sie aufgrund ihres im Vergleich zu anderen Migranten erhöhten Armutsrisikos auf staatliche Transferleistungen angewiesen. Das geringere Einkommen insbesondere der Rentnerhaushalte lässt sich auf mehrere Faktoren zurückführen: darunter fallen z.B. ein niedriges Bildungs- und Ausbildungsniveau und mangelhafte Sprachkenntnisse, aber auch der späte Eintritt in ein sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis sowie die Unterbrechung der Erwerbstätigkeit durch Zeiten der Arbeitslosigkeit. Hieraus ergeben sich verkürzte Versicherungszeiten und darüber hinaus geringe Arbeitslöhne während der Erwerbsphase.

Ebenfalls beschränken sich die wenigen vorhandenen Untersuchungen zur wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Situation älterer Migranten überwiegend auf die deskriptive Analyse. Außerdem erlaubte die Datenlage bislang in den wenigsten Fällen eine Differenzierung der Migrantenpopulation nach Ethnie und Geschlecht. Im Rahmen der aktuellen Untersuchung werden die deskriptiv-statistischen Auswertungen systematisch in kultur- und geschlechtsspezifischer Hinsicht miteinander verglichen und ihre Unterschiede in angemessener Form auf ihre Signifikanz getestet. Die Migrantenbefragung des „Generations and Gender Survey“ (GGS) ermöglicht erstmals eine repräsentative Betrachtung und Prüfung der Daten. Darüber hinaus werden der subjektiv empfundene Gesundheitszustand und das individuelle Wohlbefinden multivariat regressionsanalytisch untersucht. Dabei soll herausgefunden werden, welchen Erklärungsanteil die Lebenslagendimensionen, zu denen auch die sozialen Netzwerke gehören, in Bezug auf die abhängigen Variablen leisten. Bislang wurde überwiegend behauptet, dass sich der schlechtere Gesundheitszustand der Migranten auf die ungünstigere wirtschaftliche und soziale Stellung bzw. die schlechteren Arbeits- und Lebensbedingungen in der Gesellschaft zurückführen lässt. Dieser Behauptung wird nachgegangen.

Daneben wird jedoch vermutet, dass es bis auf eine zusätzliche migrationsspezifische Belastungskomponente nur wenige Unterschiede zu Deutschen gibt, die

sich in der gleichen wirtschaftlichen und sozialen Lebenslage befinden. Als problematisch erweist sich dabei, dass sich mit der Zuwanderung gesellschaftliche Unterschichtungsprozesse vollzogen haben. Diese betreffen sowohl den Bildungsstand der Migranten wie ihre beruflichen Tätigkeiten. Somit befinden sich nur wenige Deutsche in einer absolut gleichen Lebenslage wie die Migranten, was einen entsprechenden Vergleich erschwert.

Als eine weitere Zielsetzung ist die Generierung von sozialen Migrantenmilieus auf der Grundlage von Werthaltungen, Einstellungen und Normen etc. formuliert. Damit ist die Annahme verbunden, dass sich milieuspezifische Akkulturationsstrategien auf die Gesundheit und das Wohlbefinden auswirken. Bei allen durchzuführenden statistischen Auswertungen wird zudem auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung und ein systematischer Vergleich mit deutschen Männern und Frauen geachtet.

Sandra Hubert

Projekt „Mobilität und Partnerschaft“ erweitert: Belastungen der Arbeitnehmer und Handreichungen für Arbeitgeber

Die Bereitschaft zu genereller Mobilität ist nicht nur ein Anspruch, den eine stark arbeitsteilige Gesellschaft mit sich bringt, sie wird auch von Unternehmen ganz konkret vorausgesetzt. Für den Arbeitgeber ergeben sich hieraus sehr ambivalente Anforderungen zwischen Familien- und Berufsleben. Hohe Belastungen für Partnerschaft und Familie sind vorprogrammiert. Eine Unterstützung, auch durch unternehmerische Maßnahmen, weist daher hohe Potentiale auf.

In Vertiefung der parallel fortbestehenden Forschungsprojekte zu Fernbeziehungen von Soldaten in Kooperation mit dem katholischen Militärbischofsamt werden am ZFG seit Oktober 2008 spezifische Belastungen für Arbeitnehmer, deren Partner und Familie in der freien Wirtschaft untersucht. Nun sollen Unternehmen mit hohen Mobilitätsanforderungen (leitende Angestellte, Unternehmensberater, etc.) Projektpartner werden. Im Verlauf des Projekts werden in qualitativen und quantitativen Untersuchungen, mit Interviews und speziell konzipierten Fragebögen konkrete Anforderungen und Wünsche der Betroffenen evaluiert, um geeignete

kompensatorische Maßnahmen in Pilotprojekten auf ihre Tauglichkeit hin zu testen.

Die theoretischen Hintergründe für das Projekt lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: die einen, die sich auf das Unternehmen beziehen, und die anderen, die den Arbeitnehmer und sein direktes Umfeld betreffen. Auf Arbeitgeberseite gibt es zwei wesentliche Aspekte, deren theoretische Betrachtung in diesem Themenkomplex von Bedeutung sind. Zum einen spielt das Thema Mobilität eine wichtige Rolle, da diesbezügliche Anforderungen eines Unternehmens erst zu potentiellen partnerschaftlichen Belastungen führen, die sich wiederum negativ auf die Mitarbeiterleistung auswirken können. Der zweite Bereich umfasst das Thema Motivation, die in direktem Zusammenhang mit Mobilitätsanforderungen deutliche Einbußen erleiden kann.

Den zweiten Themenkomplex bestimmen Theorien, die den Arbeitnehmer betreffen. Eine geeignete Kombination von Beruf und Partnerschaft/Familie, sowie Wohlbefinden und persönliche Entwicklung sind die Voraussetzung für eine gesundheitsgerechte Arbeits- und Familienwelt. Ein zentrales Element der theoretischen Überlegungen stellt Stress dar, den es innerhalb der Familie, des Individuums und des Paares gibt und dessen Wechselwirkungen einen entscheidenden Einfluss auf den Umgang mit Mobilitätsbelastungen nehmen.

Weiterhin ist das Selbstkonzept der Betroffenen ein wichtiges Forschungsfeld: Die Wahrnehmung und das Wissen um die eigene Person, d.h. persönliche Eigenschaften, Fähigkeiten, Vorlieben, Gefühle und Verhalten sind maßgeblich für den Umgang mit Belastungen jeder Art.

Auch die Qualität und Stabilität der Partnerschaft spielen eine wichtige Rolle für deren Belastbarkeit. Insbesondere das Kriterium partnerschaftliche Kommunikation, das bei immer wiederkehrenden, beruflich bedingten Trennungen ein Kernelement zur Erhaltung der Beziehungsgüte darstellt, erweist sich in der Praxis oft als Schwachstelle.

Zuletzt spielt der Blick auf das soziale Umfeld, die sozialen Netzwerke der Betroffenen als Ressource im Umgang mit Mobilitätsanforderungen, auch noch eine wichtige Rolle.

Am Ende des Projekts wird ein Leitfaden entstehen, der den Unternehmen helfen soll, die für sie relevanten und erfolgversprechenden Ideen zu nutzen, um Paare und

Familien bestmöglich zu unterstützen. Schließlich profitiert auch jedes Unternehmen maßgeblich von motivierten und zufriedenen Arbeitnehmern und deren stabilen Beziehungen, ferner ist es ihnen in Form einer erhöhten Arbeitgeberattraktivität in der Wahrnehmung auf dem Arbeitsmarkt zuträglich.

Eine Unterstützung von Partner und Familie durch unternehmerische Maßnahmen weist vor allem insofern hohe Potentiale auf, da es für viele Arbeitgeber noch ein sehr junges Betätigungsfeld ist. Von den angedachten Maßnahmen profitieren nicht nur die Mitarbeiter, sondern auch die Gesellschaft, da trotz erhöhter Mobilitätsbelastungen Familien und Beziehungen stabilisiert werden können. Diese gemeinsamen Interessen und Potentiale aufzuzeigen und gewinnbringend zu nutzen sollte eines der Hauptziele sein.

Repräsentativ für die aktuelle Relevanz der Thematik erschienen im Oktober 2008 zwei neue große Studien zum Thema Fernbeziehungen, Mobilität und Partnerschaft. Von besonderer Bedeutung ist die europaweite Studie mit dem Titel „Job Mobilities and Family Lives in Europe. Modern Mobile Living and its Relation to Quality of Life“. Das Projekt hat sich in den vergangenen zweieinhalb Jahren über den europäischen Raum gezogen und hatte sich zum Ziel gesetzt, die europäische Work-Life-Balance unter den heutigen Gegebenheiten von Mobilitätsansprüchen genauer zu erforschen. Dazu gehörten ein verbessertes Verständnis über die räumlichen Mobilitätsbedingungen, die Förderung individueller Kompetenzen im Umgang mit Mobilitätsanforderungen und die Entwicklung politischer und wirtschaftlicher Strategien, um den durch Mobilität entstehenden Belastungen entgegenzutreten. Das Forschungsgebiet befasst sich u.a. mit der Verbreitung von Mobilitätsansprüchen und den davon betroffenen sozialen Gruppen. Ebenso umfasst die Studie eine Beschreibung unterschiedlicher Mobilitätsformen, die der Arbeitsmarkt fordert.

Einen weiteren Gesichtspunkt stellt die Erklärung für individuelle Motivation und Zwänge, sowie Auslöser und Barrieren für die Wahl einer spezifischen Mobilitätsform dar. Daraus ergeben sich Konsequenzen eines mobilen Lebens, d.h. Vorteile und Belastungen und der Einfluss auf die berufliche Karriere und das Privatleben. In den beiden letzten Forschungspunkten wird ein erhöhtes Augenmerk auf Partnerschafts- und Familien-

entwicklung, soziale Integration, subjektives Wohlbefinden und Lebensqualität gelegt.

Weiterhin erschienen ist eine Studie von Johanna Kirsch. Sie hat sich mit der Frage beschäftigt, inwieweit Unterschiede zwischen den Partnerschaftsformen Fernbeziehungen und Nahbeziehungen bestehen. Anhand unterschiedlicher Kriterien wie der Gestaltung des Beziehungsalltags, die Erfüllung der wesentlichen Beziehungsqualitäten durch die Partnerschaft und der Einstellungen der Personen zu definierten Themen sollen Unterschiede festgestellt werden. Das Untersuchungsergebnis zeigt, dass auch eine Beziehung über eine große räumliche Distanz, die wichtigsten Qualitäten einer Beziehung erfüllen kann. Als die größten Nachteile einer Fernbeziehung haben sich die fehlende Zeit mit dem Partner/der Partnerin und die mit der Beziehung verbundenen hohen Kosten herauskristallisiert.

Die beiden genannten Untersuchungen stehen exemplarisch für ein bislang noch nicht ausreichend erforschtes Gebiet. Zwar gibt es diverse Veröffentlichungen und Studien zum Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder auch zur Work-Life-Balance. Jedoch befassen sich beide Bereiche hauptsächlich mit Arbeitszeiteinteilung, Kinderbetreuung und Elternzeiten. Auch die breite Masse der Veröffentlichungen über Expatriats (Arbeitnehmer, die von ihrem Arbeitgeber vorübergehend oder dauerhaft ins Ausland entsandt werden) beinhaltet nur Hinweise zur kulturellen Integration, der Reintegration, den steuerlichen Sonderregelungen u.ä.

Einige wenige Arbeitgeber, darunter z.B. Pricewaterhouse Cooper (PwC), haben erkannt, dass dies für einen gelingenden Erfolg einer Auslandstätigkeit über die gesamte Verweildauer in einem fremden Land zu wenig ist. So wurden in einer empirischen Untersuchung zur Entsendungspraxis europäischer Unternehmen auch Fragestellungen zu familiären Aspekten im Entsendungsprozess näher betrachtet. Im internen Prozess hat PwC bereits seine Verantwortung und das Potential erkannt, so dass beispielsweise neben dem Expatriate auch Partner und Familie auf den künftigen Auslandsaufenthalt vorbereitet werden.

Die Schnittstelle zwischen Arbeit und Familie ist groß, und beide Bereiche beeinflussen sich. Die gemeinsam verbrachte Zeit mit dem Partner/der Partnerin und der Familie gilt als Voraussetzung für eine qualitativ bedeutungsvolle Beziehung, die einem erfolgreichen Work-

Life-Balance-Modell die notwendige Unterstützung zukommen lässt.

Das Thema „Mobilität und Partnerschaft“ hat eine hohe, aktuelle und gesellschaftliche Relevanz, in dem die familiären und partnerschaftlichen Probleme einer mobilen Gesellschaft analysiert und weitere spezifische Lösungswege aufgezeigt werden.

Alexandra Ressel

Neues aus dem ZFG

Personalien

Im Laufe des Jahres 2008 haben drei neue wissenschaftliche Mitarbeiterinnen ihre Arbeit am ZFG aufgenommen:

Bereits seit Frühjahr 2008 ist **Sandra Hubert** wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Unternehmensethik und am ZFG. Sie studierte Sozialwissenschaft mit dem Schwerpunkt „Angewandte Sozialforschung“ an der Ruhr-Universität Bochum. Seit März 2007 schreibt sie an ihrer empirisch ausgerichteten Dissertation mit dem Thema „Effects of Religion on the Family“.

Irina Sagel (26) ist Diplom-Sozialwissenschaftlerin und seit Oktober 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG. Nach dem Abitur 2002 studierte sie in Oldenburg Sozialwissenschaften mit dem Nebenfach Psychologie. Im Rahmen ihres Studiums absolvierte sie in Hannover ein Praktikum beim Niedersächsischen Landesamt für Statistik. Dort hatte sie die Möglichkeit, sowohl ihre Kenntnisse in Datenanalyse zu vertiefen, als auch eigene wissenschaftliche Texte zu veröffentlichen. In ihrer Diplomarbeit hat sie sich mit gewalthaltigen Computerspielen und deren Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche beschäftigt. Am ZFG arbeitet sie zur Zeit im Projekt „Religion und Familienkultur“ mit und befasst sich vor allem mit den Werthaltungen der Jugendlichen in Bezug auf Sexualität, Ehe, Familie und Religion.

Alexandra Ressel (26) ist Diplompädagogin, seit Oktober 2008 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG. Nach dem Abitur und einem freiwilligen sozialen Jahr an einer Schule für körperbehinderte Kinder studierte sie zunächst in Regensburg, später in Augsburg Pädagogik. Sie hat eine Diplomarbeit zum Thema *Analyse*

der emotionalen Situation von Soldatenehefrauen und -partnerinnen während eines Auslandseinsatzes vorgelegt. Am ZFG ist sie am Projekt „Mobilität und Partnerschaft“ beteiligt und arbeitet an einer Vertiefung der parallel fortbestehenden Forschungsprojekte zu Fernbeziehungen von Soldaten. Dabei untersucht sie spezifische Mobilitätsbelastungen für Arbeitnehmer und deren Partner und Familien in der sogenannten freien Wirtschaft (siehe den Forschungsbericht in diesem *Familien-Prisma* S. 19-21).

efp

Kooperation mit der Bertelsmann-Stiftung

Im November 2008 fand ein ganztägiger Workshop zum Thema „Jugendwertestudie“ bei der Bertelsmann-Stiftung in Gütersloh statt, in dem renommierte Forscherinnen und Forscher aus dem Bereich Werte- und Jugendforschung die am ZFG von **Margit Stein** konzipierte Jugendwertestudie diskutierten.

Im Rahmen der Jugendwertestudie sollen repräsentativ Jugendliche und ihre Eltern hinsichtlich Wertorientierung, Religiosität, pro- und antisozialen Verhaltensweisen sowie Engagementtätigkeit in Abhängigkeit vom erlebten Wertemilieu in Elternhaus (Familienklima und Erziehungsstil) und Schule (Schul- und Klassenklima und Werteprojekte an der Schule) befragt werden. Bertelsmann ist zudem an einer Ausweitung der Studie interessiert. Getestet werden Jugendliche zwischen 11 und 19 Jahren, zunächst im ganzen Bundesgebiet, später international mit Schwerpunkt auf Europa. Hinzukommen soll eine längsschnittliche Testung mit drei Testzeitpunkten, um Kausalverbindungen herstellen zu können.

efp

Neues Buch zur Wertevermittlung

Margit Stein, Koordinatorin des Bereichs Psychologie und Pädagogik im ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“, hat eine Studie zur Wertevermittlung veröffentlicht: *Wie können wir Kindern Werte vermitteln? Werteerziehung in Familie und Schule*. Ernst Reinhardt Verlag. München 2008. 207 Seiten. 29,90 Euro.

Ziel des Buches ist es, einen umfassenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der Werteforschung zu bieten und dabei die wesentlichsten anwendungsbezo-

genen Aspekte herauszuarbeiten. Die Arbeit fokussiert zum einen auf die Werte und die Werteentwicklung in Kindheit und Jugend und zum anderen auf Möglichkeiten, erzieherisch auf diesen Wertentwicklungsprozess Einfluss nehmen zu können.

Zunächst werden die Begriffe Werte, Normen, Tugenden, Charakter, Moral und Gewissen umfassend definiert und gegeneinander abgegrenzt (Was sind Werte?). Ferner wird ein Überblick über aktuelle Theorien und Modelle der Werteorientierung des Menschen gegeben (Wie hängen Werte miteinander zusammen?). Es wird thematisiert, wie Werte als Grundmotive des Menschen sein Handeln und sein Verhalten leiten. In einem weiteren Schritt wird das Phänomen des Wertewandels diskutiert und in seinen Auswirkungen insbesondere auf die Erziehung und die Lebenseinstellung dargelegt. Etliche Studien haben sich in den vergangenen zehn Jahren des Themas der Werte Jugendlicher angenommen, so dass wir heute über ein umfassendes Bild jugendlicher Werthaltungen, Einstellungen und Lebensentwürfe sowie des daraus abgeleiteten Werthandelns im Umgang mit der Mitwelt verfügen.

In einem zweiten Schritt wird in der Arbeit erörtert, wie Werte in Elternhaus und Schule an die junge Generation tradiert werden. Darüber hinaus wird dargelegt, welchen Einfluss auf die Wertentwicklung der Jugendlichen die Interaktion in der Peergroup und die dort vorherrschenden Ideologien und Leitideen sowie der Umgang mit Medien in der Freizeit nimmt.

efp

„Spektrum Familie“: Berufsbegleitende universitäre Weiterbildung für Seelsorger

Im Herbst 2007 konnte der erste Durchgang der universitären Weiterbildung „Spektrum Familie“ am ZFG der KU Eichstätt abgeschlossen werden. Im März 2009 beginnt der zweite Durchgang der berufsbegleitenden Weiterbildung mit der Möglichkeit zur Erlangung des „Zertifikats für Ehe-, Partnerschafts- und Familienseelsorge (EPF)“ mit vier konzentrierten Präsenzwochen, verteilt über vier Semester. Sie richtet sich nicht nur an Pastoralreferenten, sondern an alle in der Familienpastoral Tätigen.

In unserer modernen Gesellschaft sind Ehepaare und Familien mit besonderen Herausforderungen wie z. B.

sich verändernden Rollenbildern von Ehe und Familie, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder auch Mobilitätsanforderungen konfrontiert. Auch daraus resultieren oftmals Überforderungen im Ehe-, Partnerschafts- und Familienleben, was wiederum hohe Scheidungszahlen und Schwierigkeiten für die Kindererziehung zur Folge hat. Gerade für diese Problemstellungen vermissen viele Menschen auch seitens der Seelsorge kompetente Hilfestellung und praxisnahes Fach- und Hintergrundwissen.

Ziel der Weiterbildung „Spektrum Familie“ ist die Vermittlung wissenschaftlicher Grundlagen sowie die Beleuchtung praxisbezogener Kompetenzen für die Begleitung von Ehen, Familien und Partnerschaften. Zielgruppe dieser Weiterbildung sind vor allem Seelsorger und Seelsorgerinnen, die mit den Problemen von Paaren und Familien bei ihrer täglichen Arbeit besonders konfrontiert sind.

Die einzelnen Module der Weiterbildung sind zentrale Themen von Ehe und Familie in ihrer Wechselwirkung mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft wie der Politik, der Wirtschaft (z. B. Vereinbarkeit Familie und Dienst), den Medien (z. B. Kinder und neue Medien) und der Religion (z. B. kirchliches Eheverständnis und moderne Gesellschaft) zugeordnet. Darüber hinaus konzentriert sich die Weiterbildung thematisch auf wesentliche innerfamiliäre Herausforderungen, wie z. B. normativ-biographische Prozesse oder akzidentell-krisenhafte Ereignisse im Ehe- und Familienleben. Folgende Module sind – für je eine Präsenzwoche – vorgesehen:

Modul 1: ausgewählte, wissenschaftliche Grundlagen für Ehe und Familie (z. B. Familienpolitik, Familiensoziologie, Christlicher Glaube und Ehe)

Modul 2: Ehe und Familie im Spannungsfeld gesellschaftlicher Wirklichkeiten (z. B. Vereinbarkeit Familie und Beruf, Familie und Medien, Religion und Familienkultur)

Modul 3: Ehe, Familie und Kinder in Krisen (normativ-biographisch und akzidentell)

Modul 4: Präventive Potenziale für Ehe, Familie und Erziehung

Die Weiterbildung findet berufsbegleitend statt und ist für insgesamt vier Präsenzwochen über zwei Jahre kon-

zipiert (eine Woche je Semester). Theoretische und praxisnahe Lerneinheiten wechseln sich im Halbtagesrhythmus ab, so dass das theoretische Wissen unmittelbar auf die Praxisbedeutung hin beleuchtet wird.

Ein Abschlusszertifikat der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt erhält jeder Teilnehmer, der die vier Module sowie einen verpflichtenden Leistungsnachweis erbracht hat. Ohne den schriftlichen Leistungsnachweis wird bei Einhaltung der Präsenzwochen eine Teilnahmebescheinigung ausgestellt. Das Zertifikat wird die vermittelten Module sowie die aufgewendeten Präsenzeinheiten aufweisen.

Der Studiengang basiert auf den modernen Formen der Erwachsenenbildung und umfasst so Vorträge aus Theorie und Praxis, Case-Studies, Projektarbeit sowie das Selbststudium auf Intranetbasis. Weitere Informationen erhalten Sie telefonisch unter 084 21-93 11 45.

Peter Wendl

Dr. Peter Wendl ist Diplom-Theologe und Familientherapeut, als wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZFG leitet er das Projekt „Mobilität und Partnerschaft“. Als Projektleiter der Kooperation mit der Katholischen Militärseelsorge entwickelt er am ZFG wissenschaftliche und praktische Initiativen für das Gelingen von Fernbeziehungen und zur pastoralen Begleitung von Paaren und Familien bei Auslandseinsätzen der UNO-Friedensmissionen. Darüber hinaus arbeitet er an der inhaltlichen Konzeption des Weiterbildungsprojekts für Seelsorger im Kontext der Familienseelsorge.

Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas, Neuburg/Donau

Druck: Frick, Krumbach

Die Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Wir freuen uns über Kritik und Anregungen!

E-Mail: zfg-prisma@kuei.de

Wollen Sie regelmäßig auf die virtuelle Ausgabe des *Eichstätter Familien-Prismas* hingewiesen werden?

Auf www.ku-eichstaett.de/zfg finden Sie unter „Publikationen“ einen Link zur Registrierung.

Besprochene Bücher und Broschüren

- ▶ Reinhard Sieder: Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Sterlin. Klett-Cotta. Stuttgart 2008.
- ▶ Kathrin Audehm: Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals. transcript. Bielefeld 2007.
- ▶ Zentralkomitee der deutschen Katholiken: Familienpolitik: geschlechter- und generationengerecht. 2008.
- ▶ Silke Michalk, Peter Nieder: Erfolgsfaktor Work-Life-Balance. Wiley-VCH Verlag. Weinheim 2007.
- ▶ Reinhold Meier: Zum Gleichgewicht finden. Biblische Impulse zur Work-Life-Balance. Aussaat Verlag. Neukirchen 2007.
- ▶ Elke Urban, Sven Haaker: Die Familie im Schulbuch. Fabeln aus aller Welt. Begleitheft zur Ausstellung im Schulmuseum Leipzig. Bernhard A. Greiner Verlag. Remshalden 2008.
- ▶ Eva Matthes, Carsten Heinze (Hrsg.): Die Familie im Schulbuch. Julius Klinkhardt Verlag. Bad Heilbrunn 2006.
- ▶ Gudrun Brockhaus: Lockung und Drohung – die Mutterrolle in zwei Ratgebern der NS-Zeit. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1955 – Verhandlungen über Kontinuität. Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2007.
- ▶ Markus Höffer-Mehlmer: Sozialisation und Erziehungsratschlag. Elternratgeber nach 1945. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1955 – Verhandlungen über Kontinuität. Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2007.
- ▶ Wolfgang Bergmann: Kleine Jungs – große Not. Wie wir ihnen Halt geben. Beltz. Weinheim 2008.
- ▶ Geflimmer im Zimmer. Informationen, Anregungen und Tipps zum Umgang mit dem Fernsehen in der Familie. Hrsg. vom Bundesfamilienministerium. Berlin 2008.
- ▶ wertvoll fernsehen. Ein Familien-Ratgeber für alle, die wertvoll fernsehen wollen. Hrsg. von der Fernsehzeitschrift „Gong“ und dem Christlichen Jugenddorf Deutschland e.V. Ismaning 2006.
- ▶ Schau hin! Was Deine Kinder machen. Der Medienratgeber für Eltern. Berlin 2008.
- ▶ Adelheid Müller-Lissner: Unter drei schon aus dem Haus? Eine Entscheidungshilfe für junge Eltern. Ch. Links Verlag. Berlin 2007.
- ▶ Ralph Dawirs, Gunther Moll: Endlich in der Pubertät! Vom Sinn der wilden Jahre. Beltz. Weinheim 2008.
- ▶ Remo H. Largo: Babyjahre. Entwicklung und Erziehung in den ersten vier Jahren. 2., vollständig überarbeitete Neuauflage. Piper. München 2008.
- ▶ Susanne Gaschke, Moritz Müller-Wirth (Hrsg.): Powerpaare. Mit Kindern sind wir stärker. Heyne Verlag. München 2008.
- ▶ Corinne Maier: No Kid. 40 Gründe, keine Kinder zu haben. Aus dem Französischen von Kerstin Krolak. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek 2008.
- ▶ Süddeutsche Zeitung. wir. Kommt in den besten Familien vor. München 2008.

Forschungsberichte

- ▶ Margret Xyländer: Alltag – Rituale – Bildung: Die Familie als Bildungsgemeinschaft!?
- ▶ Canan Korucu-Rieger: Mutter und Töchter – als Musliminnen im Generationenkonflikt?
- ▶ Nikola Jentzsch: Die KU ist die erste familiengerechte Universität in Bayern – und was ist das?
- ▶ Sandra Hubert: Die soziale, wirtschaftliche und gesundheitliche Situation türkischer Migrantinnen und Migranten in Deutschland.
- ▶ Alexandra Ressel: Projekt „Mobilität und Partnerschaft“ erweitert: Belastungen der Arbeitnehmer und Handreichungen für Arbeitgeber.

Neues aus dem ZFG

- ▶ Personalien
- ▶ Kooperation mit der Bertelsmann-Stiftung
- ▶ Neuerscheinung zur Werteerziehung in Familie und Schule
- ▶ Peter Wendl: „Spektrum Familie“: Berufsbegleitende universitäre Weiterbildung für Seelsorger